Briefe

Richard Wagner's

an

Otto Wesendonck.

Verlag der
Allgem. Musik-Zeitung
Charlottenburg.

Briefe
Richard Wagner's
an
Otto Wesendonck.

Herausgegeben von Albert Heintz.

> Ganz bin ich nur, was ich bin, wenn ich schaffe. Laßt mich noch die Werke schaffen, die ich dort empfing, im ruhigen, herrlichen Schweizerlande, dort mit dem Blick auf die erhabenen, goldbekränzten Berge: es sind Wunderwerke, und nirgends sonst hätte ich sie empfangen können. Laßt mich sie vollenden: dann bin ich fertig und erlöst!
> Rich. Wagner.

Unter Autorisation der Familie Wagner ist der Ertrag dieser Buchausgabe für die Stipendien-Stiftung zu Bayreuth bestimmt.

Charlottenburg 1898.
Verlag der Allgemeinen Musik-Zeitung,
Otto Leßmann.

Zu der Zeit seines Exils, welche Richard Wagner mit seiner ersten Gattin Minna, geb. Planer, in Zürich verlebte, lernte er dort den wohlhabenden und edlen Kunstfreund Otto Wesendonck kennen, mit dessen Hause ihn alsbald eine innige, und bis ans Ende seiner Tage dauernde Freundschaft verband. Denn hier brachte man ihm — wie die nachfolgenden Briefe es bezeugen*) — nicht nur ein ungewöhnliches Verständniß für seine künstlerischen Bestrebungen entgegen, sondern er fand dort vielfache Anregung, andererseits aber auch Ruhe und Sammlung, zu weiterem Schaffen vor.

Im Jahre 1852 wohnten Wagner und seine Frau noch in den Escherhäusern am Zeltweg in Zürich. Der Künstler hatte in anstrengender vierwöchentlicher Arbeit die Dichtung der „Walküre" im Juni vollendet und reiste dann zu seiner Erholung nach der südlichen Schweiz. Aus Pallanza sandte er an Wesendonck am 20. Juli folgenden Brief:

„Allerwerthester Herr Otto!

Ich müßte wirklich der undankbarste Mensch von der Welt sein, wenn ich jetzt nicht Ihrer gedächte! Hier sitze ich am Lago Maggiore und rauche die erste von Ihren

*) Dieselben kamen zuerst in der Allgemeinen Musikzeitung, Jahrgang 1897, zur Veröffentlichung; sie erscheinen hier mit einigen Ergänzungen.

Göttercigarren auf meiner Reise. Schwer fällt mir's aufs Herz, daß ich so grob war, ohne Abschied von Zürich fortzugehen: Gott weiß, ich kam nicht dazu! Abgespannt und übler Laune hatte ich, nachdem ich dem Basler Sauf-(wollte sagen Sänger-)feste den Rücken gewandt (ich ging nämlich garnicht erst hin), — nur im Sinne, fort — fort — fort — zukommen. Ich hätte Sie mit meiner Laune nur gequält! Nun habe ich das Berner Oberland durchlaufen, Faulhorn und Sidelhorn bestiegen, und bin endlich über den sehr gefährlichen Griesgletscher in das Formazza-Thal gegangen, durch das ich gestern nach Domodossola hinabkam. Nun, dieser letzte Marsch war entschieden das Herrlichste, was mir noch je begegnet! Von der äußersten Eisregion durch eine Reihe von Thalstufen allmählich bis zur üppigsten italienischen Vegetation hinabzusteigen, das war mir denn noch etwas Neues! Ich habe wie ein Kind gelacht über die oft beschriebenen und gelesenen, noch nie aber von mir gesehenen und genossenen Wunder. Jetzt auch erst finde ich Ruhe: bis dahin war ich immer wie auf der Jagd: die großartigste Alpenwelt galt mir immer nur wie das Thor, durch das ich hindurch müßte, um endlich zu genießen. Mit wahrem Wonnegefühl erblicke ich jetzt über dem See die Ebene! Ja, das ist die Welt, die mir noch wonnige Eindrücke zuführen könnte. Der Einfluß der italienischen Luft auf mich ist unbeschreiblich. Gestern fuhr ich noch am Abend von Domodossola nach Baveno am Lago Maggiore: wie mir bei dem immer heiteren Himmel zu Muthe war! — Ich weiß nicht, ob ich heute noch dazu komme, meiner Frau zu schreiben, morgen aber muß ich anfangen, bei ihr Sturm zu laufen, daß sie mir nachkomme; ich gönne es Jedem, dem ich gut bin, jetzt an meiner Seite zu sein*): kämen Sie doch auch! Noch heute gehe ich nach Locarno und morgen nach

*) Sein Wunsch wurde ihm erfüllt. Gemeinsam reiste das Ehepaar dann noch in die Ostschweiz bis Chamonix und Genf.

Lugano. Jedenfalls möchte ich aber mit Jemand noch einmal hierher zurückgehen. Ich bin sehr allein: und das wird mir nun zur Last!

Gott des Erbarmen's, was plaudere ich da Alles zusammen! Nehmen Sie's nicht für ungut! Nur noch Eines: Wie viele Menschen meiner Bekanntschaft giebt es doch, die ich herzlich bedauern muß, daß sie ihr Leben nicht schöner genießen, als sie es thun. Nun das gilt Ihnen gerade nicht! Aber ich wollte, ich wäre so ein Genie wie der Herr von Flotow — schriebe Opern wie Martha, und thäte so, was — ich eben nicht kann!

Wie geht es mit Donna Mathilda's*) Studien im General-Baß? Hoffentlich hat sie die erste Fuge fertig, wenn ich zurückkomme: dann will ich sie lehren, Opern zu schreiben à la Wagner, damit sie doch auch etwas davon hat! Sie müssen nachher drinn singen: man kann Ihnen ja die Partie ins Englische übersetzen, da Sie nur auf Englisch singen!

Sehen Sie, solch' närrisches Zeug kam mir aus Ihrer Cigarre: wenn ich noch eine davon rauchen wollte, würde ich ganz verrückt: was würde das Manchem lieb sein! — God save your Lordship! Leben Sie wohl, und wollen Sie sich bei einer Cigarre einmal einen Spaß machen, so schreiben Sie an mich auch (nach Lugano — poste restante), nur nehmen Sie sich eine bessere Feder dazu, als ich sie hier erwischt habe! — Wenn Sie heute meine Frau sehen sollten, so grüßen Sie sie schönstens von mir; und bewahren Sie ein freundliches Angedenken

Ihrem

Richard Wagner."

Aus einem Briefe des Meisters vom 11. Juni 1853 aus Zürich ziehe ich folgendes Interessante heraus, welches sich auf seine bevorstehende Arbeit an der Komposition der Tetralogie bezieht:

*) Die Gemahlin des Adressaten.

„— — Alles liegt mir daran, mich jetzt erst gründlich zu erfrischen, um — nach fast fünfjähriger Pause im Musikmachen — den nöthigen jugendlichen Muth zu gewinnen, mit Lust und Heiterkeit mich an meine neue Riesenaufgabe zu machen. Ich habe einen ganzen großen Lebensabschnitt hinter mir zu schließen, um einen neuen, wichtigen zu beginnen: dazu brauche ich neue Lebenseindrücke: ich bedarf einer gewissen Sättigung von Außen her, um dann durch einen schönen Gegendruck mein Inneres freudig wieder nach außen werfen zu müssen. So muß ich ganz ungehindert sein, reisen können, Italien genießen, vielleicht auch Paris wieder besuchen dürfen, um dann zu der angenehmen Ruhe zu kommen, die mir jetzt eben fehlt. Das Weitere findet sich dann von selbst. — —“

Bald darauf kam Liszt zum Besuche nach Zürich; darüber berichtet Wagner unter dem 13. Juli:

„Nur mit einigen Zeilen, werther Freund, wende ich mich heute an Sie, um Ihnen für Ihren letzten Brief zu danken und zugleich ein Lebenszeichen von mir zu geben.

Eine wilde, aufgeregte — und doch mächtig schöne Woche habe ich soeben verlebt: vor einigen Tagen erst verließ mich Liszt. Ein wahrer Sturm von Mittheilungen ras'te zwischen uns: meine Freude über den unsäglich liebenswürdigen Menschen war um so größer, als ich ihn sehr kräftig, ausdauernd und viel besser in seiner Gesundheit fand, als ich mir nach früher dies vermuthen konnte. Wir hatten uns unglaublich viel zu melden: denn im Grunde lernten wir uns hier erst persönlich genauer kennen, nachdem ich früher immer nur kurze Tage flüchtig mit ihm verbracht. So füllten sich die 8 Tage, die er diesmal mir nur schenken konnte, mit so starkem Inhalte an, daß ich jetzt fast davon betäubt bin. Sogleich in den ersten Tagen opferte ich meine Stimme, so daß dann Liszt einzig für Musik herhalten mußte: er hat unglaublich

gespielt! — Einen herrlichen Ausflug machte ich mit ihm an den Vierwaldstätter See, und endlich schied er mit dem freiwilligen Versprechen, nächstes Jahr auf mindestens vier Wochen wiederzukommen.*) Hoffentlich werden Sie dann auch dasein! — Jetzt kann ich's in Zürich nicht mehr aushalten: doch habe ich heute Abend noch eine große Feierlichkeit zu überstehen. Ein ungeheurer Fackelzug mit Musik, Gesang und Ehrendiplomen steht mir bevor. Das Gerücht davon bewegt schon seit 8 Tagen die Stadt. — Morgen früh aber geht es fort nach St. Moritz: ist die Kur glücklich überstanden, so geht es dann nach Italien. Wohlliniirtes Papier zu Skizzen ist vorräthig und noch vor Ablauf dieses Jahres soll, denke ich, die Komposition des Rheingoldes vollständig entworfen sein. Zu meiner befriedigendsten Ueberraschung kam mir Liszt mit meinem eigenen Plane für die dereinstige Aufführung meines Bühnenfestspiels entgegen: wir haben abgemacht, sie soll vom Frühjahr bis Herbst eines Jahres in Zürich stattfinden; ein provisorisches Theater soll dazu gebaut, und was ich an Sängern u. s. w. gebrauche, eigens dafür engagirt werden. Liszt wird nach allen Himmelsgegenden hin und von überall her für das Unternehmen Beiträge sammeln, und er getraut sich, das nöthige Geld dafür aufzutreiben. Sie sehen, wir haben nichts Geringes unter uns abgemacht!**)

Hoffentlich erhalte ich nun auch bald Nachrichten von

---

*) Man vergleiche hiermit den schönen Brief Wagner's aus St. Moritz an Liszt (Briefwechsel I Nr. 118).

**) An Uhlig hatte der Meister am 12. November 1851 geschrieben: „An eine Aufführung des Nibelungenringes kann ich nur unter ganz besonderen Umständen denken. Am Rheine schlage ich dann ein Theater auf und lade zu einem großen dramatischen Feste ein; nach einem Jahre Vorbereitung führe ich dann im Laufe von vier Tagen mein ganzes Werk auf. So ausschweifend dieser Plan ist, so ist er doch der einzige, an den ich noch mein Leben, Dichten und Trachten setze. Erlebe ich seine Aufführung, so habe ich herrlich gelebt; wenn nicht, so starb ich für was Schönes. Nur dies aber kann mich noch erfreuen!"

Ihnen über die Wiesbadener Aufführung des „Lohengrin", die doch so glücklich von Statten gegangen ist? Ihre Mittheilung über den „Tannhäuser" war mir sehr interessant, und herzlich danke ich Ihnen dafür. Es scheint doch, daß Sie sich einen guten Eindruck davon nehmeu konnten.

Nächsten Winter wird wohl wieder viel von mir in Deutschland musizirt werden: die Anfragen mehren sich in der Art, daß ich an meine wachsende Popularität glauben muß. — Jetzt gebe nur der Himmel, Dr. Rahn und St. Moritz, daß ich meine Gesundheit wiedergewinne; denn die Anstrengung, die ich vor mir sehe, ist groß, und um mich ihr frohen Muthes gewachsen zu fühlen, muß ich auch vollen Glauben wieder an mich gewinnen. Viel — viel erwarte ich mir von Italien!

Herzlichen Gruß, bester Freund, an Sie und die geehrten Ihrigen: erfreuen Sie mich recht bald mit Nachricht über Ihr allseitiges Befinden.

Ihr R. W."

Wagner reiste dann wirklich nach Italien und gewann dort die hohen Eindrücke, denen wir zum großen Theil den Entwurf zur Komposition des „Rheingoldes" verdanken: In La Spezzia kam ihm — wie er anderswo erzählt — einst in der Nacht die Eingebung zu dieser Musik; und sofort kehrte er in die trübselige Heimath zurück, um an die Ausführung seines übergroßen Werkes zu gehen. —

Vom 21. Oktober 1854 findet sich eine launige Briefmittheilung vor, also lautend:

„Sie sehen, verehrter Freund, es kann uns nun nicht mehr fehlen; was wir längst erstrebten, ist erreicht — wir sind zum Ehrenmitglied der Niederländischen Musikgesellschaft ernannt. — Den ersten gemeinschaftlich errungenen Lorbeer, bitte ich Sie, in Ihrem Comptoir aufzuhängen: der Anblick wird auch Sie zu Muth und Ausdauer stärken, wie es bereits mich hoch erhoben hat!

Ihr R. W."

Wagner nahm im Jahre 1855 die von London her erhaltene Einladung: mehrere Konzerte der dortigen philharmonischen Gesellschaft zu dirigiren, allein in der Voraussetzung an, daß er bei dieser Gelegenheit sich die Wege bahnen könnte, um später daselbst „unter dem Protectorate des Hofes eine exquisite deutsche Oper" mit seinen Werken (vorzugsweise „Lohengrin") zu ermöglichen. — Wie sehr er sich in seinen Erwartungen getäuscht sah, ergeben die nachfolgenden Briefe aus London. Das Kunstverständniß der Engländer zeigte sich damals noch sehr verflacht; ein so ernster Künstler wie Wagner, konnte sich nur unbefriedigt und bitter darüber aussprechen; die englischen Leser dieser Aeußerungen mögen hierbei erwägen, daß seit jener Zeit in ihrem Lande ein besserer Geist sich fühlbar gemacht hat, wobei übrigens Richard Wagner's Einwirkung auch bei ihnen unleugbar von Einfluß gewesen ist.

Ein Schreiben vom März 1855 (22. Portland Terrace, Regents Park) lautet:

„Lieber Freund!

Was ich zu berichten habe, soll heute an Sie geschehen, um Ihnen bei dieser Gelegenheit sagen zu können, wie dankbar ich Ihnen für Ihre vielen Freundlichkeiten bin. Gerne wollte ich, ich könnte Ihnen mit besserer Laune schreiben, weil ich weiß, daß ich mit Nachrichten

über mein Wohlbefinden Ihrem theilnehmenden Herzen nur Freude machen würde: selbst aber um diesen guten Zweck zu erreichen, will ich vom Lügen keinen Gebrauch machen, und somit Ihnen sogleich gestehen, daß, wenn Sie noch Hoffnungen für mein irdisches Gedeihen hegen, ich diesen Hoffnungen wenig Nahrung geben kann. London ist eine sehr große und reiche Stadt, und die Engländer sind außerordentlich klug, besonnen und verständig: aber ich Unglücklicher habe nichts mit ihnen zu thun! Dadurch, daß sie mich eine Zeit lang für etwas ganz Anderes nehmen, als ich bin, wird es eine Zeit lang ohne großes Aergerniß gehen; und da ich keineswegs gesonnen bin, aus Eitelkeit sie plötzlich aus ihrer Täuschung zu reißen, wünsche ich nur, daß jene Zeit recht bald von selbst verlaufen möge. Nochmals: ich habe hier nichts zu thun. Fragen Sie, wo ich dagegen etwas zu thun haben würde, so meine ich: da, wo ich den wenigsten Verkehr habe! Hier wird mir dagegen gerathen, ich möchte doch den und jenen aufsuchen, z. B. Dawison (Times), Chorley &c.; sie seien zwar ...., allein sie hätten doch Einfluß, und ohnedem wäre es doch schade, meine Fähigkeiten und Talente hier im Ganzen nutzlos verkommen zu lassen. Ich weiß nicht, was Sie hierüber denken; ich meine nur immer, ich hätte hier mit all' meinen Talenten an sich garnichts zu suchen, und dazu bedürfte ich gewiß der Empfehlung jener Herren nicht. — Will ich hier eine Reihe von Jahren wohlbestellter Dirigent der Philharmonie sein, so würde ich das gewiß leicht erreichen können, denn die Leute sehen ein, daß ich ein guter Dirigent bin: das wäre aber auch alle Wonne, die mir hier bereitet wäre, außer ihr giebt es nichts mehr. An eine zu erzielende besondere Theilnahme, namentlich auch des Hofes, für meine Opern und für ein tüchtiges deutsches Theater, ist nicht im Entferntesten zu denken, ... und zu irgend welcher Theilnahme für etwas Ungewohntes kommt hier gewiß Niemand. Dies sieht man den Leuten am Wesen

an. Die eigentliche Kunst ist ihnen etwas Wildfremdes, und zu ergreifen sind sie gewiß nicht, außer durch ihr Aus- und Einkommen. Mit welcher Gleichmüthigkeit diese Menschen z B. zuhörten, als ihnen 30 Sekunden nach dem Schluß der „Eroica" ein langweiliges Duett vorgesungen wurde, war für mich doch etwas Neues zu erfahren: alle Welt versicherte mir, daran nehme Niemand den geringsten Anstoß; und ganz so wie die Sinfonie wurde das Duett applaudirt. Nun, dies nebenbei! — Allen Quell für meine Befriedigung hatte ich in den Verkehr mit dem mir sehr ergebenen Orchester und in die Hoffnung auf schöne Aufführungen an sich gesetzt. Namentlich gab ich viel darauf, für das nächste Konzert zwei Proben halten zu dürfen, weil ich hoffte, bei dieser Gelegenheit das Orchester recht gründlich vornehmen zu können. Durch die gestrige erste Probe ist mir nun eigentlich auch diese Hoffnung zu nicht geworden, weil ich einsehen lernte, daß zu meinem Zwecke auch zwei Proben zu wenig seien. Ich mußte vieles Wichtige doch übergehen, und erkenne, daß ich in nur noch einer Hauptprobe dies nicht werde nachholen können: so daß ich mich für die neunte Sinfonie doch nur mit einer sehr relativ guten Aufführung werde begnügen müssen. Was meine Kompositionen zu Lohengrin betrifft, so empfand ich gerade diesmal mit großer Betrübniß, wie traurig es doch für mich ist, immer nur mit solch' höchst spärlichem Auszuge von diesem Werke vor dem Publikum erscheinen zu müssen: ich kam mir ganz abgeschmackt damit vor, weil ich weiß, wie wenig die Leute von mir und meinem Werke mit diesem dürftigen Musterkärtchen kennen lernen, mit dem ich bereits als Commis voyageur herumreise. Das sind nun meine besten Jahre, die ich so verbringe mit einer vollkommen gehinderten und nach außen gehemmten künstlerischen Thätigkeit! Viel lieber ist mir's, ich entsagte jedem Versuche zur Thätigkeit nach außen; denn meine Marter hierbei kann nur ich empfinden! Unter solchen

Umständen bliebe mir sonach einzig wohl die Genugthuung übrig, etwas für meine äußere Lebenslage gethan zu haben: es wäre mir sehr recht, wenn ich's thun könnte. Aber woher, wenn nicht stehlen? Wie fett meine Lebenslage durch mein hiesiges Konzerthonorar werden wird, wollen wir sehen; trotz meiner theuren Wohnung habe ich keine eigentliche Verschwendung im Sinne und hoffe somit zu ersparen. Das ist aber auch für dies- und für jedesmal Alles! Vor Kurzem ist eine Parlamentsakte erschienen, wonach auf bereits im Ausland erschienene Werke kein Copyright mehr zu erlangen ist: nur für solche, die in England und für England geschrieben, zuerst hier erscheinen. Demnach begrüßte mich denn hier sogleich mit zierlicher Uebersetzung der Abendstern und Lohengrin's Verweis an Elsa, bei Ewer erschienen; und mir wird versichert: eine vollständige fernere Auswahl meiner Gesangstücke stünde in nächster Aussicht. Jeder habe das Recht, sie nach Belieben nachzudrucken. Somit bedauerte ich recht sehr das Porto, das ich kürzlich daran wandte, diese Sachen für England mir kommen zu lassen. Liebster Freund, geben Sie es auf, mich „unabhängig" machen zu wollen; ich werde zeitlebens — namentlich im Sinne der Engländer — ein Lump bleiben, und muß somit nur wünschen, es hinge auch Niemand von mir ab; denn wer an mir hängt, kommt nicht leicht vom Flecke. Es ist nun einmal so! Vielleicht aber gebe ich bald einmal die Kunst ganz auf; dann ist Alles gut. Nur diese hält mich für Zeiten noch aber in Täuschungen fest, die für mich nur schlimme Folgen haben können. Periodenweise stimmt sie mich sehr leichtsinnig, und Sie wissen, daß Leichtsinn Niemand gut thut, am allerwenigsten Demjenigen, der ihm sich hingab. Aber gewiß — nur Weniges noch — und ich bin einmal im Stande diesen Quell aller Unvernunft meines Daseins gründlich zu verstopfen. Anlaß genug hätte ich dazu; die Schmerzen, die mir selbst meine Kunst bereitet, wiegen übermäßig die seltenen Entzückungen auf,

die sie mir hervorbringt. Es braucht noch Weniges, ja, ein Einziges: und ich gebe auch dieses Spiel auf: — dann wird sich's wahrscheinlich machen, wenn auch auf andere Weise, als Manche glauben könnten. —

Herrn B. besuchte ich in der City: übermorgen wird er mich in seinem Wagen nach seiner Wohnung außerhalb der Stadt abholen lassen. Jedenfalls hatten Sie mich sehr gut empfohlen. Eigentlich gehört er und die Seinigen zur Partei der Times, auch in musikalischen Dingen: seine Frau ist eine Verwandte Mendelssohn's, für dessen Gegner mich nun einmal die Leute halten, trotzdem man mir versicherte, daß man seine Ouvertüre zu den „Hebriden“ noch nie so gut gehört hätte, als unter meiner Leitung. B.'s sind übrigens auch hier berühmt als ein sehr kunst- (?) freundliches, reiches Haus; wir werden sehen. Gewiß aber danke ich Ihnen für Ihren freundlichen Willen.

Sonst ist bis jetzt meine liebste Londoner Bekanntschaft der hiesige erste Violinist Sainton, ein Toulouser, feurig, gutherzig und liebenswürdig. Er allein ist der Grund meiner Berufung nach London. Er wohnt nämlich seit vielen Jahren mit einem Deutschen, Lüders, in innigster Freundschaft zusammen; Dieser hat meine Kunstschriften gelesen und ist durch diese für mich so eingenommen worden, daß er so gut wie möglich sie Sainton mittheilte, und Beide daraus schlossen, ich müßte unbedingt ein tüchtiger Mensch sein; so hat denn Sainton, als er mich den Direktoren vorschlug und erklären sollte, woher er mich kenne, gelogen: er habe mich selbst dirigiren sehen, — weil, wie er sagte — der wahre Grund seiner für mich gefaßten Ueberzeugung den Leuten nicht verständlich gewesen wäre. Nach der ersten Probe, wo Sainton mich voll Entzücken umarmte, konnte ich nicht umhin, ihn einen „téméraire“ zu nennen, der froh sein könne, daß er diesmal nicht übel angekommen wäre. Dieser Mensch ist mir sehr angenehm. Gestern nach der Probe, als er meine große Angegriffenheit und Verstimmtheit sah,

ruhte er nicht, mit mir nach Hause zu fahren und zu warten bis ich mich umgekleidet hatte, worauf er mein einsames Hausdîner abbestellte und mich mit zu sich nahm, wo ich mit ihm und Lüders ganz gemüthlich en garçon speiste, bis ich einigermaßen besserer Laune war.

Sehr gefällt mir auch ein von Liszt mir empfohlener junger Musiker, Klindworth: hätte der Mensch eine Tenorstimme, so entführte ich ihn unbedingt; denn sonst hat er Alles, und namentlich auch das ganze Aeußere, zum Siegfried. — Uebrigens habe ich nun einen schönen Erard-schen Flügel im Hause; ein Stehpult zum Schreiben mußte ich mir von einem Zimmermann besonders anfertigen lassen: nirgends war ein solches sonst zu bekommen. So bin ich nun seit einigen Tagen zum Arbeiten eingerichtet; ich habe aber nur noch spärlich beginnen können; die Unterbrechung war zu groß und heftig: im Anfang war mir meine Komposition*) wildfremd geworden. Hoffen wir, daß ich mich wieder finde: — oder soll ich's ganz aufgeben? —

Ach Gott, was schreibe ich da Alles für Zeug zusammen: sehen Sie, wie sie daraus klug werden. — Ihre Cigarren-Etui's füllt mir jetzt regelmäßig Sainton mit vortrefflicher Waare.

Sehr hoffe ich nun auf schönes Frühlingswetter, eher wird gewiß auch mein erkälteter Zustand nicht weichen. Gern machte ich dann einige Exkursionen; doch werde ich mir wohl Alles versagen müssen, um meine nun einmal so wohlfeil wie möglich getroffene Einrichtung nicht zu stören und jedenfalls mein Ausgabe-Budget dadurch sehr zu steigern; denn ohne furchtbares Geld ist hier garnicht vom Flecke zu kommen: das scheinen Sie kaum recht zu wissen.

Meine gute Frau, von der ich gestern einen Brief erhielt, grüßen Sie mir bestens und theilen Ihr wohl mit,

---

*) Die Walküre.

was in diesem Briefe Vernünftiges enthalten sein könnte, da ich sie für heute, wegen Nachrichten von mir, darauf anweisen muß. Sie soll — sagen Sie ihr das — versichert sein, daß sie in Zürich tausendmal besser daran ist, als ich in London, und daß ich mich nur auf die Rückkehr wieder freue.

Und Muhme Wesendonck und Muhme Myrrha*) grüßen Sie schön von mir: es wäre Alles gut, herrlich und vortrefflich — das würden sie sich ja denken. Im Uebrigen grüßen Sie die ehrenwerthen Sonntagsgäste, und sagen Sie Baumgartner's**), auch in London solle es „gute Wy" geben. — Haben Sie tausend Dank für Ihre treue und innige Freundschaft; wenn Sie mich einmal aufgeben, sagen Sie mir's zu rechter Zeit; dann bleibe ich in London! — Leben Sie wohl und behalten Sie lieb —

Ihren

R. Wagner."

Die hierauf erfolgte Erwiderung Wesendonck's beantwortet Wagner am 5. April 1855 unter der Anrede:

„Lieber Onkel!

— Fahren Sie so fort, so werden Sie bald zu meinem Vater avanciren! Bereits wollte ich Ihnen heute schreiben, und von der Welt-Erschaffung bis auf die Entwickelung der englischen Musik mich Ihnen mittheilen, da kam soeben Ihr letzter Brief, der mich nöthigt, sogleich etwas prompter und präziser zu beginnen. Also:

Was der Witz des Punch's sagen soll, weiß ich nicht; nur das kann ich Ihnen versichern, daß ich kein Geld auf

---

*) Die Tochter Wesendonck's, spätere Frau von Bissing, leider im Jahre 1888 bereits gestorben.

**) Wilhelm Baumgartner (als Liederkomponist von Wagner geschätzt) nebst Gattin. „Gute Wy" ist schweizerisch für: „guter Wein".

Wechsel aufgenommen habe. Vielmehr hat Herr Anderson nach dem zweiten Konzerte sich bei Sainton gemeldet mit der Frage, ob er nicht wüßte, wie man sich für das Honorar mit mir zu verhalten habe, worauf dieser ihm geantwortet: „was weiß ich? faites ce que vous voulez!“ Darauf hat mir Herr Anderson eine Anweisung auf 50 Pfund, als Honorar für die ersten beiden Konzerte zugestellt, die ich denn mir auszahlen ließ, und wovon ich jetzt für lange Zeit auszukommen gedenke. — Was somit „Punch“ gemeint hat, möge daher Sie so wenig beunruhigen, als es mich berührt: auch hat mir hier noch Niemand davon etwas gesprochen, wie ich ebenfalls es noch nicht gelesen hatte. Vielleicht erfahre ich, was damit gemeint sein sollte, dann melde ich es Ihnen. —

So! nun lassen Sie uns von englischen Geschäften zur englischen Musik kommen, worunter, wie Sie aus dem Punch ersahen — man ebenfalls nur Geschäfte zu verstehen hat. Auch Ihnen scheint stillschweigend die Hoffnung eigen zu sein, daß ich hier doch noch englische Musik, d. h. Geschäfte machen würde. Mein Brief über das zweite Konzert scheint wieder Anlaß dazu gegeben zu haben. So unpraktisch und unweltmännisch ich Euch nun gelten mag, möchte ich doch diesmal meinen enthusiastischen Freunden etwas zur Nüchternheit und Mäßigung rathen und sie ersuchen, sich in englischer Musik nichts von mir zu erwarten. Es mag wohl wahr sein, daß dem Publikum letzthin meine Musik gefallen hat; ich erfahre das auch jetzt noch bestätigt: schön! aber damit ist die Sache zu Ende. Ganz ebenso wie meine Musik, gefällt den Leuten auch das Langweiligste, und ganz ebenso wie meine Aufführungen, applaudirt man Tag's darauf auch Aufführungen der niederträchtigsten Art. Somit hätte ich mich allerdings auf die Höhe der erbärmlichsten hiesigen Musikmacherei geschwungen und stünde mit den andern hiesigen Helden auf gleicher Linie: das wäre etwas! Nun käme es aber nur darauf an, daß ich von diesem ge-

wonnenen Standpunkte aus ganz dasselbe thäte, was die Andern thun, um Vortheil von ihrer Anerkennung zu ziehen; ja ich müßte es besser thun können als Jene, wenn ich etwas davon haben wollte. Sehen Sie, Liebster, da kommt nun aber der Punkt, wo ich nichts tauge. Ich müßte mich endlich, unter kräftiger Anleitung und inspirirender Unterweisung auch darin fügen können, mit Lumpen ein Lump zu sein: oh, was lernt der Mensch nicht, wenn er ein Ziel, einen Zweck vor Augen hat, den er durchaus und nothwendig erreichen muß! Aber, das ist nun eben das Schlimme, daß ich mit dem besten Willen keinen Zweck auftreiben kann, den ich dadurch zu erreichen hätte. Meine Zwecke, liebster Onkel, liegen wo ganz anders und himmelweit von alle dem ab, was man hier erreichen kann! Ich dachte, Sie wüßten das. — Lassen wir das gut sein! Ich bin hier, und werde bis zum achten Konzerte aushalten: — weiter erwarten Sie doch wohl nichts von mir??

Sie wollen Zeitungen haben? Ja, aber was soll denn drin stehen? Etwas, womit Sie den Leuten über meine hiesigen Erfolge Sand in die Augen streuen können? Dazu würde einzig „Illustrated News“ und „Daily News“ taugen: diese werden von dem bezahlten Secretär der Philharmonie mit anerkennenden Artikeln über die Konzerte der Gesellschaft, somit auch über meine Leistungen, versorgt. Einige andere Rezensenten finden den Ton der Herren D. und C. zu impertinent, und geben deshalb vermittelnde Berichte, worin mir dieses und jenes Gute gelassen, dafür aber auch dieses und jenes Schlechte nicht abgestritten wird. Die Möglichkeit, mich zu beurtheilen, ja nur unbefangen zu hören, was ich zu hören gebe, muß ich Jedem abstreiten. Am besten wissen aber jene beiden Genannten, was sie wollen: sie sind bezahlt, mich nicht aufkommen zu lassen, und verdienen sich somit ihr tägliches Brod, was in London nicht so wohlfeil ist, als mancher Amerikaner glaubt. — Von der Nichtswürdigkeit, Unverschämtheit,

Bestochenheit und Gemeinheit der hiesigen Presse ist Jeder, der hier lebt, so innig überzeugt, daß ich — aufrichtig gesagt — mich nicht gern auch nur mit dem Anfassen solch' eines Blattes besudele. Wer etwas versteht und wirklich eine unabhängige Ueberzeugung hat, mischt sich nie unter dieses Gesindel. So ist mir denn auch versichert worden, daß ein gewisses befangenes Umlenken von Seiten des Berichterstatters in der „Morning-Post“ nach dem zweiten Konzerte vorausgesehen worden sei, und zwar eben weil „Times“ u. s. w. so schonungslos über mich hergefallen wären, was Jenen zur Vorsicht nöthigte, weil Keiner es ganz mit dem Andern verderben will; denn es kommen endlich die Gelegenheiten, wo sie sich einander zu dienen haben. Nur der Redaktion der „Times“ selbst scheint D.'s Invective zu stark und grob gewesen zu sein, weshalb sie seinen Bericht über das zweite Konzert nicht aufgenommen haben soll. Möglich ist nun, daß dieser unerwartete Fall das nächste Mal wieder ermuthigend auf die anderen Blätter wirkt, und wieder ein Vorgehen zu meinen Gunsten bemerkbar würde: möglich, daß auf diese Weise und bei fortgesetzt günstiger Stimmung des eigentlichen Publikums am Ende alles sich zu meinen Gunsten kehrt, wozu dieses oder jenes Manöver der Philharmonie selbst — die für ihr eigenes Bestehen kämpft — viel beitragen könnte; möglich somit, daß Sie Recht hätten zu sagen: „So ist es einmal, und das ist der Welt Lauf, und so kommen Sie endlich doch zur Anerkennung!“ Alles möglich! — Aber ich —? Welchen Zweck habe ich dabei? Sinfonien aufzuführen, was ich — aufrichtig gesagt — in Zürich nur ausnahmsweise und Euch zu Lieb' zu meinem Metier gemacht habe —: und was noch? Den Tannhäusermarsch und eine Ouvertüre von mir? Und dann?? — Es ist gut. —

Meine — wie Sie sehen — nicht ganz süße Stimmung, kommt keineswegs daher, daß ich mir hier etwas erwartet hätte, worüber ich nun etwa enttäuscht wäre: sondern,

daß Andere fortfahren, aus einem ganz unfruchtbaren Konflikte meines Wesens mit einem mir gänzlich fremden Wesen etwas zu erwarten. Ich für meine Person habe bereits die nöthige Ruhe gefunden, der Sache mit Gleichgültigkeit und Ironie zuzusehen und abzuwarten, bis das Ding ein Ende hat. Es wird schönes Wetter werden, ich werde häufig die wilden Thiere sehen, und endlich werde ich mit ein Paar ersparten Pfennigen heimziehen. Was will man mehr? —

Ach, was wird hier für viele schöne Musik gemacht? Letzthin war ich in einem Konzert der New Ph. S.*); da ging es hintereinander her mit Ouvertüren, Sinfonien, Concerto's, Chören, Arien u. s. w., daß es eine Freude war: Alles vom Dr. W. dirigirt, klitsch-klatsch bis Alles fertig war, was ziemlich spät wurde: Publicus applaudirte, wie immer; und anderen Tages hieß dieses Konzert in allen Zeitungen das schönste der ganzen Saison; gleich nach dem zweiten von mir dirigirten wurde von den mir günstigsten Rezensenten dieses Konzert ganz mit demselben Lobe behandelt, wie das meinige. Sollte ich Ihnen nicht diese Zeitungen schicken? —

Die eigentliche Wonne der Engländer ist aber das Oratorium: da wird ihre Musik der Interpret ihrer Religion — passez moi le mot! — Vier Stunden sitzen sie in Exeter-Hall und hören eine Fuge nach der andern an, in sicherer Ueberzeugung, nun ein gutes Werk verrichtet zu haben, wofür sie einst im Himmel nichts wie die schönsten italienischen Opernarien zu hören bekommen werden. Diesen tief brünstigen Drang des englischen Publikums hat Mendelssohn so schön verstanden und mit ihm Oratorien komponirt und dirigirt, wofür er denn nun auch der eigentliche Heiland der englischen Musikwelt geworden ist. Mendelssohn ist den Engländern vollkommen das, was den Juden ihr Jehovah ist. Jehovah's Zorn

*) Die neue Philharmonische Gesellschaft.

trifft mich Ungläubigen denn auch jetzt; denn Sie wissen, daß unter andern großen Eigenschaften dem lieben Gotte der Juden auch sehr viel Rachsucht zugeschrieben wird. Davison ist der hohe Priester dieses Gottes-Zorn's. — Was meint die Tante, wenn ich ein Oratorium für Exeter-Hall schriebe? —

Nun muß ich Ihnen doch auch noch etwas von der Familie B. sagen, das wird keine Kleinigkeit sein, denn diese Familie ist sehr stark, sie wohnt in Campervall, 8 Meilen von meiner Wohnung, und findet sich regelmäßig Sonnabends in der Stärke von ungefähr einem Viertelhundert Köpfen zusammen. Er ist ein ganz netter Mann, Bourgeois von Kopf zu Fuß, wohlwollend und musikalisch; Sie ist eine Verwandte Mendelssohn's — klug, zurückhaltend und — nicht übel; Töchter, Söhne, Schwäger, Schwägerinnen, Vetter und Muhmen setzen sich nach dem Essen zum Thee hin — ganz anders wie bei Ihnen — und lassen sich von zwei oder drei anderen Verwandten Klavier und Gesang vorführen, — natürlich nur von Mendelssohn. Ich habe dieses Ereigniß nun bereits zweimal erlebt: für nächsten Sonntag habe ich leider eine Abhaltung. Woran das Viertelhundert mit mir ist, dürfte ihm noch nicht klar geworden sein; vielleicht findet sich das im Laufe der Zeit. Ich glaube, B.'s Wohlwollen wird sich auch in einer gemüthlichen Bearbeitung der Presse äußern; wenn auf diese Art einmal ein recht gehaltvoller Artikel zum Vorschein kommt, schicke ich ihn Ihnen. — Für jetzt hätte ich Ihnen von Interessantem nur das Programm vom zweiten Konzerte mit der Uebersetzung zu „Lohengrin" und der Explikation der IX. Sinfonie zuzusenden. Doch wird so etwas — wenn nicht Journale — hier zu Lande nicht „sous bande" angenommen, und in einem Briefe möchte es Ihnen jetzt, wo Sie Ihren Hausbau in Angriff nehmen, wohl etwas zu theuer werden. Sie sehen, ich bin leidenschaftlich auf Sparsamkeit bedacht. —

Gott, was hätte ich Ihnen denn noch zu erzählen? Mir fällt wahrlich nichts Recht's mehr ein. — Ihren großen Brief habe ich als die herzlichen Ergießungen eines Freundes mit großem Danke acceptirt und Alles darin mir zu eigen gemacht, mit Ausnahme des Trostes, für den ich kein rechtes Organ mehr habe. Soll ich guten Muth haben, um meiner inneren Aufgabe als Künstler froh zu leben, so werden Freundschaftsversicherungen, wie die Ihrigen, nicht wenig zur Belebung desselben beitragen, seien Sie deff' versichert! —

Danken Sie auch der Tante bestens, und versichern Sie ihr, ich würde aushalten. Nur gehe es mit der Arbeit*) langsam: ich habe meine Komposition fast ganz vergessen und mußte mich oft lange besinnen, wie ich dies und jenes darin gemeint hätte: ich habe hier vollkommen das innere Gedächtniß dafür verloren. Sehr mühsam bin ich vorgestern erst mit dem ersten Akt fertig geworden, und bereits begnüge ich mich mit der Hoffnung, wenigstens noch den zweiten Akt hier zu vollenden; den dritten muß ich mir aber auf den Seelisberg versparen, wo ich leider den „jungen Siegfried" nicht werde beginnen können; glücklich will ich sein, wenn ich dort mein Werk überhaupt wiederfinde und den Muth zum jungen Siegfried wiedergewinne. Glaubt mir — ich hätte nicht nach London gehen sollen! Das hat man aber davon, quand on n'a pas l'esprit de son âge — wie Sie mir zu verstehen gaben. — Nun, das wird Alles gut werden, und — ich bringe 1000 Frcs. mit: also hat das Ganze doch seinen Lohn; wie Mancher bringt sich um viel weniger nicht auf das Schafot! —

Grüßen Sie meine Alte schönstens: sie hat heute erfahren, wie ich hier eingerichtet bin. Grüßen Sie auch Myrrha, und — bleiben Sie mir gut, auch wenn ich nicht

*) Instrumentirung der „Walküre".

so bald schöne Zeitungs-Artikel schicken kann. Könnt' ich sagen: auf baldiges Wiedersehen! —

Ihr R. W."

Nun der letzte Brief aus London, vom 22. Mai 1855, dem Geburtstage des Meisters:

„Lieber Freund!

Tausend herzlichen Dank für Ihren liebenswürdigen Brief; er hat mir große und wahre Freude gemacht, und durch und durch wohlgethan! — Ich schreibe Ihnen diese Zeilen sogleich nach dem Empfang Ihres Briefes, um zwischen seiner Wirkung auf mich und meiner Mittheilung an Sie keine Londoner Luft hindurchwehen zu lassen. — Glauben Sie, daß meine Sehnsucht nach Haus groß ist: ich hab' keine Ruhe noch Lust, und wenn Sie sich einen Tiger im Käfig denken, der immer nur hin und her sich windet und nur den einen Gedanken hat, wie er es anfange, durch das Gitter hindurch zu kommen, — so haben Sie das Bild meiner täglichen Unruhe vor sich. Seien Sie aber nur versichert, daß ich Sie nicht anklage, mir zu der Londoner Expedition gerathen zu haben: ich kann mir Niemand denken, der mir nicht dazu gerathen haben würde. Nur ich hätte mich besser kennen sollen, und nur ich beging eine Inkonsequenz, die ich ganz gerechter Weise nun auch büßen muß. Wäre ich allein nur Musiker, so war auch Alles ganz in der Ordnung: so bin ich aber zum Unglück noch etwas Anderes, und dies macht, daß ich so schwer in dieser Welt unterzubringen bin, so daß es an tausend Irrungen dabei nicht fehlen kann. Es ist eine liebe Noth mit mir: aber soviel ist gewiß, — zum Geldverdienen bin ich nicht in der Welt, sondern zum Schaffen, und daß ich das ungestört kann, dafür hätte nun eigentlich die Welt zu sorgen, die man bekanntlich aber nicht zwingen kann, sondern die ganz nur thut, wozu sie Lust und Laune hat, — ungefähr wie ich es einzig

auch nur thun möchte. So sind wir denn — die Welt und ich — zwei Starrköpfe gegen einander, von denen natürlich der mit dem dünneren Schädel eingeschlagen werden muß, wovon ich wahrscheinlich oft meine nervösen Kopfschmerzen habe. — Sie, liebster Freund, haben sich nun mit dem vortrefflichsten Willen zwischen uns beide gestellt, gewiß um die Stöße abzuschwächen: nehmen Sie sich in Acht, daß Sie nicht auch etwas mit abbekommen!

Uebrigens liegt der Grund zu meinem jetzigen tiefen Unmuthe doch mehr in mir selbst, als in dem Unerwarteten meiner hiesigen Erfahrungen. Diese bestätigen nur, was ich lange schon wußte, und da es mir zuletzt immer nur darauf ankam, mit weniger feiner Fühlenden einzig zu thun zu haben, an das eigentliche Publikum aber weiter keine Ansprüche zu stellen, als höchstens die Achtung vor dem Höheren, so könnte ich hier mich damit trösten, daß ich vielen Einzelnen sehr werth geworden bin. Das eigentliche Widerliche und mich tief Kränkende besteht größtentheils in dem Charakter meiner Funktion selbst, indem ich genöthigt bin, eine Rolle als Konzertdirigent zu spielen und den unkünstlerischesten Ansichten und Gewohnheiten mich zu fügen, ohne selbst nur die Genugthuung zu haben, meine Einwände verstanden zn wissen. — Nun, meine Thorheit ist einmal begangen, und meiner Frau zu Liebe, die das Gegentheil sehr betrübt haben würde, habe ich mich entschlossen, auszuhalten, wie sauer es mir auch werde. Jedenfalls wird mich diese letzte Erfahrung aber bestimmen, in keine innere Zerwürfniß dieser Art mich wieder zu bringen, und diesem ungenügenden Musiciren gänzlich auszuweichen, um einzig meine Kräfte für meine Schöpfung beisammenzuhalten. Für meine Arbeit ist der hiesige Aufenthalt sehr feindselig gewesen; er hat mich eigentlich um ein ganzes Jahr zurückgebracht, da ich meinen Geist jetzt so angegriffen fühle, daß ich für den Rest dieses Jahres mich damit begnüge, ihm nur die „Walküre“ noch abzugewinnen, den „jungen Siegfried“

mir aber für das nächste Jahr verspare: diese Resignation giebt mir einzig etwas Ruhe.

Zu meiner großen inneren Befriedigung brauche ich mich — namentlich Ihrem heutigen lieben Briefe nach — über alle meine hiesigen Beziehungen nicht weiter mehr zu erklären. Sie verstehen Alles und fühlen mit mir. Glauben Sie, daß ich das für einen Gewinn halte! Die Schärfe jedes Leidens stumpft sich bald ab, sobald wir dafür Mitgefühl finden: ja, dies eben ist wohl der einzige Quell der wahrhaftesten und beglückendsten Liebe.

Somit lassen Sie uns nur noch an ein heiteres Wiedersehen denken! Mit herzlicher Freude vernehme ich, daß Ihre liebe Frau sich wieder wohl fühlt. Sagen Sie ihr meinen schönsten Dank für das Baßthema, auf das ich doch nicht etwa eine Fuge machen soll? — Und wieder eine Börse von Ihrer lieben Frau! Ich komme gar nicht recht dazu, sie abzunutzen; und das hat seine Gründe. Doch giebt es vielleicht noch eine Gelegenheit, sie — die Börsen — alle einmal bis zum Platzen vollzustopfen; — aus New-York erhalte ich nämlich die vorläufige Anfrage, ob ich geneigt wäre, auf besondere Einladung mehrerer Gesellschaften — vielleicht in zwei Monaten — dorthin zu kommen, um persönlich die Propaganda meiner Kompositionen dort fortzusetzen, die jetzt bereits mit großem Erfolge von Anderen begonnen sei. Sie sehen also, die zweite Auflage von London bereitet sich vor. Jedenfalls brauche ich in Zürich gar nicht erst auszupacken, um sogleich nach Amerika weiter gehen zu können. — Oder soll ich erst warten, bis Sie auf Ihrem Landgute eingerichtet sind? Ich sehe, Sie nennen dies — Hochwyl; das kümmert mich aber nicht; ich nenne es „Wesenheim“ und werde es stets so nennen: nun wollen wir doch sehen, wer mit seinem Namen mehr durchdringt! Für heute grüßen Sie noch das Hotel Baur*) und Alles, was drin ist: vergessen Sie dabei Frau und Kinder nicht!

*) Das damalige Domicil der Familie Wesendonck in Zürich.

Gott befohlen! Auf Wiedersehen! Heute über 5 Wochen reise ich ab: möge mir Ruhe und Erfrischung bei Euch werden! — Tausend Dank für alle Freundschaft! —

Ihr

Richard Wagner."

Am 25. Juni hatte Wagner das achte und letzte Konzert in London dirigirt, welches ihm einen unerwarteten Triumph beim Publikum einbrachte. Er schrieb am 5. Juli 1855 darüber an Liszt:

„Im letzten Konzerte machte sich Publikum und Orchester zu einer Demonstration gegen die Londoner Kritik auf. Das Orchester erhob sich feierlich und brach mit dem ganzen, stark gefüllten Saale zugleich in ein so anhaltendes Beifallgeklatsch aus, daß ich wirklich, bei der nicht enden wollenden Dauer, in Verlegenheit gerieth. Dann drängte sich das ganze Orchester zum Abschiedshändedruck an mich heran, und selbst aus dem Publikum wurden mir endlich von Männern und Frauen Hände gereicht, die ich gehörig drücken mußte. — So gewann diese, im Grunde höchst abgeschmackte, Londoner Expedition schließlich noch den Charakter eines Triumphes für mich, wobei mich mindestens die Selbständigkeit des Publikums, die es diesmal gegen die Kritik zeigte, erfreute. — Daß von einem Triumphe in meinem Sinne nicht die Rede sein kann, versteht sich von selbst!"

Im Juli 1856 war Wagner nach Mornex am Genfersee gereist, um dort in einer Kuranstalt sich von den Anfällen der Gesichtsrose zu befreien, die ihn im verflossenen Winter — wie er an Liszt berichtet — in zwölfmaliger Wiederholung geplagt hatten. Von dort aus schreibt er am 29. Juli an Otto Wesendonck nach Paris, wo Dieser mit der Familie, theils um des milderen Klimas willen, theils um die Einrichtung seiner bei Zürich erbauten Villa zu betreiben, den Winter zubrachte:

„Schönen Dank, werthester Freund für Ihren Brief, aus dem ich mit Freude ersehe, daß sich bei Ihnen Alles wohl befindet. — Die näheren Aufschlüsse, die Sie über mein Projekt*) wünschen, kann ich Ihnen zur Zeit nur insoweit geben, als es sich dabei um meine Absicht handelt, da Härtels**) sich noch nicht bestimmt erklärt haben. Doch kann ich Sie darüber versichern, daß alle von Ihnen befürchteten Fälle bei meinen Vorschlägen sehr wohl vorgesehen sind. Natürlich wird nichts vor der Vollendung des Ganzen veröffentlicht, was nur im Falle meines Todes vor dieser Vollendung, oder auch für den Fall, daß ich

*) Dieses bestand in der Absicht, ein Landhäuschen mit Garten zu erwerben, wo Wagner in ungestörter Ruhe arbeiten könnte.

**) Die Firma Breitkopf & Härtel in Leipzig, in Betreff der Verlagsübernahme des „Nibelungenringes“.

die Vollendung aufgäbe und die dafür gesetzten (ziemlich langen) Termine nicht einhielte, gestattet sein würde, um die Verleger für das gezahlte Honorar zu entschädigen. Die Bühnen blieben natürlich für mich reservirt. — Hielten Sie mich wirklich für einen so gar schlechten Geschäftsmann, daß ich in diesen Punkten unbedachtsam verfahren könnte? Sehen Sie, so verdrießt Sie es, wenn man Sie nur als Geschäftsmann anredet, und mir thun Sie Unrecht, wenn sie Geschäftssinn mir garnicht zutrauen. Glauben Sie mir, auch ich kann rechnen: leider habe ich aber immer nur so Verdrießliches zusammenzurechnen, daß es mir nicht hoch angerechnet werden muß, wenn ich mich einmal verrechne. Geben Sie mir so Angenehmes zu berechnen, wie das bei Ihnen denn doch ab und zu vorgekommen sein muß, so sollten Sie sich über meine Pünktlichkeit verwundern. — Meine Kur geht ernst und entscheidend vor sich. Jedenfalls muß ich bis zum 16. August hier bleiben: für diese Zeit haben sich auch schon Besuche aus Deutschland (Schwester, Freunde pp.) bei mir angemeldet.

Sie haben sich für den Winter noch nicht entschieden? Sollte ich wirklich wieder einmal erfahren, wie sich ein Winter in Zürich ohne das Haus Wesendonck zubringen ließe? Ich kann mich noch nicht darin finden: ich müßte mich denn an das Haus halten, das Sie hoffentlich dort lassen werden. Ihr Vagabonden: sich ein Haus zu bauen, und dann fortzulaufen! Laßt mich erst mein Haus haben: ich ziehe hinein, noch ehe das Dach gedeckt ist. Gott befohlen Liebster! Schöne Grüße von

Ihrem R. W."

Am 7. August folgt ein Brief ebenfalls aus Mornex:

„Bester Freund!

Es thut mir wirklich recht leid, daß Sie Ihren Ausflug an den Genfer See erst ausführen können, wenn ich fort sein werde; denn somit entgeht mir jede Aussicht, Sie

diesen Sommer einmal zu sehen. — Montag, den 18. komme ich mit der Lausanner Post durch Bern. — Liszt hat mir nun seine Ankunft in Zürich bestimmt für den 20. September zugesagt. Für jetzt erwarte ich eine ältere Schwester, sowie einen Weimarischen Freund, der eigens die Reise macht, um mich zu besuchen. — Es vergnügt mich sehr, Sie für Ihre bevorstehende Bergtour in so guter Gesellschaft zu wissen wie die des Herrn Zeugherr*). Das ist ein wohlwollender, tief innerlich gebildeter, feiner Mensch, den ich Vielen — wenn auch nicht gerade Ihnen — zum Begleiter auf den Pfaden des Lebens wie des Oberlandes wünsche.

In Bezug auf mein Haus-Erlösungs-Projekt kann ich Ihnen nichts mittheilen, da mich Härtels noch ohne definitive Antwort gelassen haben, was mir das Bedenken eingiebt, daß ihnen meine schließliche Forderung zu stark gewesen sein möge. Somit hätte ich Sie vielleicht umsonst in Alarm gesetzt. — Valeat mundus! — Lassen Sie aber in Ihrer Sorge für mich nicht ab, denn ich habe noch schrecklich viel auf dieser Erde zu thun, ehe ich zur Ruhe gehen kann: zum „Tristan" ist nun noch ein zweites Sujet gekommen, das mich so einnimmt, daß ich alle dazwischen liegende Arbeit verschlingen möchte, um nur zur Ausführung dieses neuesten Planes zu kommen. Dies wird heißen: „die Sieger". — Adieu! Tausend Grüße von

Ihrem R. W."

Ein bald darauf von Wagner abgesandter Brief (Mornex, Sonntag Abend datirt) ladet den Freund ein, ihn am Montag, den 18. August, in Bern zu treffen. Dies glückte auch, da Wagner dann von Zürich aus (ohne Datum) schreibt:

---

*) Dieser war Baumeister; er hat das von Wesendonck später für R. Wagner bestimmte Wohnhaus neben der Villa in der Enge bei Zürich eingerichtet.

„Bester Freund!

Nochmals schönsten Dank für Ihr freundliches Rendezvous in Bern, mit dem Sie mir große Freude gemacht haben. Seit meiner Zurückkunft nach Zürich habe ich mich schon recht gut erholt, und verspüre nun immer mehr die Folgen meiner Kur. Mein Haus fand ich, wie Sie wußten, um einige Frauenzimmer vermehrt, von denen die eine, meine Schwester, mir besonders angenehm ist. Zudem fand sich mein Weimarer Regierungsrath und vollblütiger Enthusiast*) ein und brachte mir Neuigkeiten, die mir schon Liszt andeutete: von der Art, daß sie im Stande waren, meine Pläne für die häusliche Zukunft wieder stark in das Schwanken zu bringen. Die andere Erfahrung theile ich Ihnen hierbei durch den Brief Breitkopf & Härtels mit, aus dem Sie ersehen, daß kein bedächtiger Mensch, sobald er zum Bedenken kommt, mit mir sich zu verbinden wünscht. Meine mühsam aufgebaute Hoffnung, ja fast bereits gewisse Aussicht, muß ich nun für abermals vereitelt ansehen und von Neuem mich dem Schildkrötengange meines trägen Schicksals überlassen. Wunderlicher Weise erfuhr ich nun am gleichen Tage in vorläufig vertraulichster und diskretester Mittheilung, daß der Großherzog von Weimar auf das Ernstlichste vor hat, auf jede Weise mich nach Weimar zu ziehen und — auch von meinem dringenden Bedürfnisse eines ungestörten, durchaus ruhigen und erfrischenden Aufenthaltes unterrichtet — mir auf der Wartburg oder auf einem seiner Lustschlösser dieses zu bieten gedenkt. Sollte mich dieser einzige Wunsch, den ich nun durchaus nicht in Zürich und seiner Umgegend erfüllt sehen soll, endlich bestimmen, mein auf der anderen Seite so wohlthätiges, durch wenige, aber unersetzliche Freunde mir fast als unverlierbar werth gewordenes Asyl gänzlich zu verlassen, um — vielleicht Verbindlichkeiten einzugehen, die, selbst wenn sie nicht stipulirt

*) Franz Müller.

würden, dennoch auferlegt sein müßten, so wäre dies wieder einmal ein neuer Beleg dafür, welche Geringfügigkeiten (im Großen genommen) oft das Leben eines Künstlers meines Schlages bestimmen, beherrschen und bewältigen.

Sonst habe ich Ihnen nichts Meldenswerthes mitzutheilen; es ist Alles hier beim Alten. Lassen Sie mich erfahren, was Sie vorhaben, und seien Sie immerdar versichert, daß ich mit Dank und Freundschaft verbleibe

Ihr

Richard Wagner."

Irgend ein den Meister kränkendes Vorkommniß muß seine Stimmung tief herabgedrückt haben; denn am 1. September 1856 schreibt er dem Freunde:

„So geht mir's nun einmal, liebster Wesendonck! Hier haben Sie den B.'schen Brief zurück; sagen Sie Ihrer lieben Frau noch meinen besten Dank für ihren Interventionsversuch. —

Ich fühle mich einmal wieder sehr und tief gedemüthigt; am nächsten meinem Herzen liegt eine gründliche Resignation, da ich mir in allen meinen Bestrebungen recht thörig vorkomme. Wohl kann ich mir bezeugen, daß ich von der Welt nichts mehr verlange, als eine Werkstatt und ungestörte Muße, drin zu arbeiten: Glück und Wonne begehre ich nicht; aber gerade was ich brauche, sollte ich eigentlich nicht von der Welt fordern, denn sie ist nicht dazu da, dergleichen Ueberhebungen über sie zu begünstigen. Das fühle ich recht deutlich: — warum lasse ich nicht von unstatthaften Zumuthungen ab? — Da will ich ein Werk schaffen, das dem Käufer nicht einmal die Nahrungskosten des Autor's während des Schaffens werth dünkt! Und das ist nun das Fazit alles Beifalls und Ruhmes, den ich mir errungen! Kann etwas bitterer, und doch — wie die Welt nun einmal ist — gerechter sein? — Am ersten da-

zu gemacht, die Welt dem Künstler gegenüber in einem würdigen Sinne zu vertreten, waren nun wohl von je die Fürsten, weil sie über die eigentlichen Bedürfnisse des Lebens und die Nothwendigkeit ihrer Beschaffung erhaben waren. Geht man aber genau alle diese Schutzverhältnisse durch, so gewahrt man dort so viel Drückendes, Verletzendes, Unechtes, wie sonst überhaupt auch; und: trotzdem auf den möglichst glücklichen Ausnahmefall hin es wieder zu wagen, bin ich am allerwenigsten gemacht, weil mir auf die Aeußerlichkeit, die dort einzig im Sinne liegt, es eben garnicht ankommt.

Sie wollen mir nun entre nous nach Kräften Musikalien-Verleger und Fürsten ersetzen? Ach Gott, wenn ich in Ihrer Lage wäre und es vermöchte, würde ich gewiß ganz dasselbe thun, denn Geben ist seliger als Nehmen; das ist so recht meine Art, der ich von dem Geben (in meiner Weise) eigentlich ganz von Kräften gekommen bin. Ich danke Ihnen für Ihr Anerbieten kaum, da ich sicher weiß, daß das Gefühl, ein solches Anerbieten stellen zu können, eine Wonne sein muß, die sich selbst mehr belohnt, als jede Dankesbezeugung dies vermöchte. Käme es dazu, daß Sie Ihre Absicht mit mir ganz ausführen könnten, so dürften Sie, wenn ich je in der Geschichte der Kunst eine Rolle spielen sollte, wahrlich keine geringe Stelle ebenfalls einnehmen, und diese Ihnen mit Energie und aller Rückhaltslosigkeit zu wahren, sollte mir eine wahre Herzensgenugthuung sein. Haben Sie Lust, sich mit mir so hoch zu stellen? —

Einstweilen liegt es noch mit Bleigewichten auf mir, und ich bin noch keines Aufschwungs zu neuer Hoffnung fähig: es scheint mir alles so unmöglich, was mir zur Ruhe helfen und meinen gequälten Geist ganz frei machen soll. Ich starre aus einer unruhigen, prickelnden, stechenden, hämmernden und zwingenden Häuslichkeit in die Welt hinaus, die, je mehr ich den Punkt in ihr in's Auge fassen will, wo ich Ruhe finden soll, immer fremder und

ungleichartiger sich vor meinem Blicke gestaltet. Ich sehe nichts als eine schrecklich geschäftige Oede mit grinsenden Gesichtern vor mir, und gewahre ich Züge der Theilnahme, so sind sie auch immer mit dem Achselzucken der Machtlosigkeit verbunden. Sollte bei Ihnen ein Wunder mir Macht bei der Theilnahme zeigen? Ich kann's kaum glauben. Lassen Sie mich noch etwas deutlicher hinsehen, um zu guter Besinnung zu kommen! — Adieu für heute! Gott weiß, was wird aus

Ihrem

Richard Wagner."

Unter dem 4. September hatte der Freund, wie aus dessen Randbemerkung auf Wagner's Briefe zu ersehen ist, geantwortet, und darauf erwidert der Meister am 10. September:

„Bester Freund!

Sie sind ein lieber, guter Mensch, und glauben Sie, daß ich das Außerordentliche Ihrer Theilnahme tief erkenne. Fast verzweifle ich aber, ob mir zu helfen sei! Mein Leben ist ein Meer von Widersprüchen, aus dem ich wohl nur mit meinem Tode aufzutauchen hoffen darf. Was thaten Sie nicht Alles schon für mich, um mir zu helfen und meiner Lage Ruhe zu geben! und immer stellt sich Alles wieder als ungenügend heraus. Besondere Bedürfnisse, eigenthümliche Rücksichten, die ich in meiner nächsten Häuslichkeit zu nehmen habe, unerwartete Störungen u. s. w. erschweren mir, nach jedem Versuche hierfür eine sichere Norm zu gewinnen für ein Auskommen.

So kalt wie ich einst Dresden verließ, könnte ich mich jetzt auch von Zürich wenden, wo ich keine Anstrengung, keinen hingebenden Eifer gescheut habe, um endlich zu erkennen, daß, wie einst dort, alle meine Aufopferungen gänzlich fruchtlos blieben und mir nicht einmal die Genugthuung verschafften, auch nur in irgend Etwas die Spuren

meiner Thätigkeit wiederzufinden. Ich fühle, es ist Zeit mit diesem Theile meiner Vergangenheit abzuschließen, und ich würde das thun, wenn ich nicht gerade hier ein Band angeknüpft hätte, wie eigentlich nie zuvor in meinem Leben. Dies ist das Band des Dankes und der herzlichsten Freundschaft an Ihr Haus. Glauben sie meiner Wahrheitsliebe, daß ich Ihnen hierin nichts Eitles sage. Die grenzenlose Nachsicht und immer von Neuem unermüdlich sich bewährende Theilnahme, die Sie mir schenken, muß, bei so mancher Verschiedenheit des Wesens, einen Grund tieferer Sympathie haben, wie sie nur selten und höchst ausnahmsweise aus dem Leben hervorgeht. Sehen Sie in dieser Betheuerung den einzigen Grund meines Schwankens darin, was ich thun soll, und nach welcher Seite hin ich mich zu entscheiden hätte.

Nach gänzlicher Ruhe und Zurückgezogenheit geht mein Seufzen und Wünschen: diese in der nächsten Nähe einer mir so wohlthätig werth gewordenen Familie, wie der Ihrigen, genießen zu können, sicher zu sein, Schutz und Theilnahme für Leid und Freud' stets in diesen vertrautesten Beziehungen zu finden, wäre ein Glück, das mir kein anderes ersetzen könnte! — Aber kann ich diese ganze Last meines Daseins auf Sie wälzen, und muß ich nicht, nach den wiederholten Erfahrungen von der großen Schwierigkeit meiner Lage, erkennen, daß diese Last Ihnen zu schwer werden würde? In der That, es dünkt mich Zeit, hierüber zu einer klaren Besinnung zu kommen und mindestens an eine Theilung der Last zu denken. Allein wo soll ich den eigentlichen Schwerpunkt derselben hinlegen? Nach Weimar, oder auf mein Asyl bei Ihnen? — —"

Der Meister äußert ferner zur Bestärkung seiner Zweifel, daß die vortheilhaften Dispositionen des Weimarer Hofes ihn für die Erleichterung seiner Auskommensverhältnisse zwar günstig stimmten, daß aber das einfachere Verhältniß, welches die Hand des Freundes ihm bieten wollte, seinem Herzen näher liegen würde. In seinem

Schwanken verfällt Wagner sogar auf den Ausweg, den Winter in Weimar, den Sommer am Zürichsee zuzubringen, wiewohl dies seinem eigentlichen Wunsche nicht genüge. Mit Sehnsucht erwartet er die Heimkehr Wesendoncks aus Paris und schließt den Brief mit den Worten:

„Also — auf Wiedersehen! Wie wir aus demselben scheiden werden: mit schwerem oder leichtem Herzen, das muß sich nun bald zeigen. Wie es kommen möge — so trennen wir uns, hoffe ich, nicht! Tausend Grüße von Ihrem R. W.“

Gegen Ende des September bis ebendahin November 1856 war Liszt zum Besuche in Zürich eingetroffen und hatte mit Wagner im St. Gallener Konzerte gewirkt. Davon berichtet des Letzteren Brief vom 30. November an Wesendonck und bestellt die Grüße Liszt's, sowie diejenigen der mit demselben gekommenen Fürstin Wittgenstein und deren Tochter. Vom Konzerte meldet er dessen guten Ausfall; dann äußert er weiter:

— „Liszt's „Orpheus“ hat mich tief eingenommen; dies ist eine der schönsten, vollendetsten, ja unvergleichlichsten Tondichtungen: der Genuß des Werkes war für mich groß. Verdienstlicher für das Publikum waren seine „Préludes“; sie mußten wiederholt werden. Liszt fühlte sich durch meine ungeheuchelte Anerkennung seiner Werke sehr beglückt, und seine Freude darüber äußerte er rührend. Mir machte die „Eroica“ wenig Freude: in meiner unsäglichsten Anstrengung das bereits stark ermüdete Orchester bis zu der mir genügenden Höhe fortzureißen, ging meine eigentliche Freude an der Sache unter. Ueberhaupt habe ich jetzt keine Lust mehr zu Beethoven'schen Symphonien: ich habe sie fast bis zur Entleerung durchlebt.*) — Um

*) Der Meister hatte vom Januar 1850 bis Februar 1855 in der Musikgesellschaft zu Zürich 23 Konzerte, unter Bevorzugung Bethoven'scher Symphonien, dirigirt.

nun noch etwas Gutes zu berichten, so melde ich Ihnen, daß ich, nach peinlich verlängertem Aufenthalt in St. Gallen, und nach glücklich überstandenem Zweckessen (das übrigens so gut gemeint war, und an welchem ich so gefeiert wurde, daß ich selbst — wogegen ich mich bis dahin hartnäckig gestemmt hatte — zum Reden gebracht wurde), vorigen Donnerstag Abend wieder in meine häusliche (?) Ruhe gelangte und bis heute noch nicht wieder aus dem Haus gegangen bin. Morgen denke ich meine unterbrochene Arbeit mit Eifer wieder aufzunehmen!

Als Resultat des diesmaligen Liszt'schen Besuches darf ich mittheilen, daß meine Freundschaft zu ihm wesentlich gestärkt worden ist. Der liebeswürdige Eifer, mit dem er schließlich mir bekennen mußte, meiner noch sehr bedurft zu haben, um in die eigentlichen Tiefen meines Werkes eingeweiht zu werden, hat alle in mir entstandene Beklemmung über manche Kundgebung einer oberflächlichen Auffassung angenehm gelöst, so daß ich selbst die Frage, wie jene Oberflächlichkeit möglich war, mir freundschaftlich zu lösen vermag.

Im Uebrigen hat mein Umgang mit den beiden Damen, und namentlich mit der Fürstin, schließlich doch einen günstigen Eindruck auf mich gehabt; ich bin, gegenüber der großen Herzensgüte der Fürstin, zu größerer Milde und Beherrschung meiner so sehr reizbaren Empfindung gestimmt worden, so daß ich jetzt in meine Einsamkeit wie aus einer Schule zurückkehre mit dem Gefühl, etwas gelernt zu haben. Und wieviel hätte ich noch zu lernen, um den Forderungen, die ich aus innerster Einsicht an mich stelle, einigermaßen nachzukommen, und vor mir selbst mich dem würdig zu zeigen, was ich für edel und gut halte in diesem Leben des Jammers und der Schwäche? Nie ist mir klarer geworden als jetzt, welcher Nachsicht gerade der Beste bedarf, und wie sehr gerade er die höchste Güte zu üben hat, um nicht der Elendeste zu sein!

Erfüllen Sie nun unsere gemeinschaftliche Bitte um Nachricht von Ihnen und von dem Befinden Ihrer lieben Frau. — Mit herzlichem Lebewohl wünsche ich Euch alles Beste!

Richard Wagner."

Da Wesendonck Wagners Interesse für die Schätze klassischer Malerei kannte, so erklärt sich auch die Bedeutung des Briefes mit der bloßen Datirung: „Eines herrlichen Sonntags-Morgens":

„Liebster!

Mit Briefschreiben hatte ich den heutigen schönen Sonntagsmorgen zur Sammlung und Vorbereitung für meine Arbeit bestimmt: eben dämmerte ich so in mich hinein, als der Murillo ankam. Da habt Ihr's wieder einmal famos getroffen! Dies reine aufsteigende Wesen soll mir ein schönes Omen sein! — Heinrich mußte sogleich aufmachen helfen; ein völliger Zauber strahlt nun von der Decke auf mich herab.

Schönsten, besten Dank! Ihr guten, lieben, treuen Wohlthäter.

Ihr R. W."

Ein Brief vom 22. Dezember 1856 enthält Folgendes:

„Kinder, was habt Ihr mir für eine prachtvolle Mappe geschickt: da kann doch unmöglich der ungezogene Siegfried hineinkommen! Gott weiß, für was ich sie aufzusparen habe. Schöner aber wäre es doch gewesen, Ihr hättet Euch uns selbst zu Weihnachten beschert: darüber schweigen Sie leider noch ganz, und fast machte mich das reiche Geschenk traurig, weil es mir zu sagen schien, daß Sie noch lange fortbleiben wollten. Möge ich mich geirrt haben! Oder wollen Sie uns in der bevorstehenden Kriegsnoth — als gute Preußen — im Stiche lassen? Das wäre nicht schön! Verlassen bin ich für mein Theil schon genug; ich fürchte, mich verläßt bald Alles, endlich auch meine

Arbeitslust. Ich kann mich nicht mehr für den „Siegfried“ stimmen, und mein musikalisches Empfinden schweift schon weit darüber hinaus, da wo meine Stimmung hinpaßt: in das Reich der Schwermuth. Es kommt mir Alles recht schal und oberflächlich vor! — Von unserer „Einsamkeit“ machen Sie sich jetzt keinen Begriff, und meine Gesundheit ist auch schwer und bleiern. Vielleicht muß ich — als politischer Flüchtling — mich selbst bald von hier fort machen, wahrscheinlich nach Frankreich, wenn mir vorher der Großherzog von Weimar*) nicht hilft. Doch das ficht mich nicht sonderlich an!

Haben Sie herzlichen Dank für das kostbare Geschenk, und namentlich für die fortgesetzte Liebe und Theilnahme, die Sie mir schenken.

In steter Ergebenheit

Ihr R. W.“

Ein wohl aus dem Februar 1857 stammender Brief, welcher wahrscheinlich auf Wesendonck's Bericht über den gelungenen Ankauf des, neben seiner Villa auf „dem grünen Hügel“ bei Zürich gelegenen Gütchens erfolgte, beginnt:

„Des Vaters Stahl fügt sich wohl mir:
ich selbst schweiße das Schwert!“ —

„Soweit war ich gerade gekommen, und eben sann ich dem Motive nach, das nun die schnell eingetretene Wendung, den Beginn der wunderbaren Schmiedearbeit bezeichnen soll, da unterbrach mich Ihr Brief mit der vertrauten Nachricht; und nun urtheilen Sie, wie es für heute mit meiner Arbeit steht. Wohl kann ich aber nun das „heute“ aufgeben, da ich jetzt ein so langes, schönes und arbeitsgünstiges „morgen“ vor mir sehe, das ich nun der seltensten Freundschaft und treuesten Theilnahme danke! — Sie wissen, was Sie mir mit dieser Nachricht

*) Durch Fürsprache beim König von Sachsen zur Amnestirung des Künstlers.

geben: was mir sonst für dieses Leben fehlt, muß mir versagt sein; ich fühle, daß ich nur entsagen kann und das Unerreichbare des Wünschenswerthen in mir selbst, in meiner eigensten Natur als begründet suchen muß. Als dieses Bewußtsein mir allmählig immer deutlicher aufging, und ich meine einzige Tröstung und Erholung nur noch in der möglichst ungestörten Ausübuug meiner Kunst suchen durfte, nahm all mein Wünschen und Begehren, soweit es auf die Welt gerichtet ist, nur noch dies Eine in Anspruch: ungetrübte Ruhe und Muße zur Ausführung meiner künstlerischen Entwürfe mir zu bereiten. Sie wissen, wie ich Ihnen schon vor 5 Jahren diesen größten Wunsch mittheilte und und ihn als das Verlangen eines freundlichen, ruhigen Landwohnsitzes mit Gärtchen bezeichnete. Dies mußte als etwas Erreichbares erscheinen, und Sie selbst boten mir dazu die Hand. Die Zeit her belehrte mich nun, wie schwierig auch dieses sei, und fast mußte ich auch diesen Wunsch für unerreichbar halten, wenngleich ich ihn — immer wieder darauf hingedrängt — nie ganz aufgeben konnte. Sie erinnern sich, daß ich die, namentlich auch Ihnen so fatale Nachricht von der Acquisition des Gütchens durch den Irrenarzt, in Betreff meiner mit großer Fassung hinnahm; denn ich war es so gewohnt und an das Scheitern gewöhnt. Wollen Sie nun wissen, wie ich heute die — wirklich ganz unverhoffte Nachricht des Gelingens Ihrer Bemühungen um dies Grundstück aufnahm? — Eine tiefe, tiefe Ruhe bemächtigte sich meiner; bis auf den Grund meines Wesens wurde ich von einer wohlthätigen Wärme erfaßt, ohne die mindeste Aufwallung zu erregen. Aber es ward mir auf einmal so sonnig und hell vor den Augen, daß ich die ganze Welt ruhig verklärt vor mir liegen sah, bis mir eine ernste Thräne dieses Bild in tausend wunderbaren Brechungen zeigte. Liebster, ich habe so etwas eben noch nicht erlebt! eine so gründlich fördernde Macht der Freundschaft ist eben noch nie in mein Leben eingetreten,

und was ich nun empfand, war nicht eigentlich die Freude über das erworbene Gut, sondern die herrliche Wärme, die mir das Gefühl Eurer Freundschaft gab, das Bewußtsein, getragen zu sein, was plötzlich jeden Druck, jede Last von mir nahm. O, Ihr guten, lieben Menschen! Was soll ich Euch sagen? Wie mit einem Zauberschlage ist plötzlich Alles um mich her anders: alles Schwanken hat ein Ende: ich weiß, wo ich nun hingehöre, wo ich weben und schaffen, wo Trost und Stärkung, Erholung und Labung finden soll, und kann nun getrost allen Wechselfällen meiner künstlerischen Laufbahn, Anstrengungen und Mühen, entgegensehen; denn ich weiß, wo ich wieder Ruhe und Erfrischung finde: im wirklichsten Sinne an der Seite, im Schoße der rührendsten, treuesten Freundschaft und Liebe. O Kinder! Ihr sollt dafür mit mir zufrieden sein — gewiß, das sollt Ihr! Denn für dieses Leben gehöre ich Euch, und meine Erfolge, ja meine Heiterkeit und Produktivität sollen mich freuen, ich will sie pflegen und lieben, um Euch damit Freude zu machen!

O, das ist schön! Das hat über Vieles, Vieles entschieden! Könnte ich Ihnen die wunderbare, tiefe Ruhe schildern, die mich heute erfüllt! —

Nun machen Sie, daß ich Sie bald wiedersehe; ich sehne mich herzlich danach, selbst wenn ich hier nicht so isolirt lebte. Vernünftiger Weise ist wohl jetzt Krieg nicht mehr zu fürchten, und ich denke selbst für diesen Fall geschützt hier bleiben zu können. Ich schreibe Ihnen noch einmal.

Tausend Grüße!

Ihr R. W.“

Ende April 1857 bezog Wagner das Landhaus „am grünen Hügel“ und wohnte mit Minna, seiner ersten Gattin, anderthalb Jahre darin. Als Diese im Spätsommer 1858 krank geworden und nach Sachsen übergesiedelt war, um in größter Stille dort zu leben und sich zu erholen, ging Richard, zur Arbeit an „Tristan und Isolde“, nach Venedig, später nach Luzern.

Im Herbst 1858 war dem Freunde ein blühender Knabe gestorben, Wagner schrieb Jenem aus Venedig nachfolgende schönen Zeilen über seine Theilnahme:

„Lieber Wesendonck!

Mein letztes Wort an Ihre Frau war mein Segen zur Erziehung Ihrer Kinder! — Ihre Nachricht hat mich tief erschüttert. Nehmen Sie die reiche Thräne des Freundes als Steuer seiner Liebe! — Auch die Kinder sind mir werth geworden. Ich werde den kleinen Guido schmerzlich vermissen, wenn ich an Euer Haus denke!

O Himmel! Es ist Alles so ernst! so ernst! Uns liegt nichts ob, als diesem Ernste Weichheit und Milde zu geben: aber bekämpfen wir ihn nicht! Er ist unsere Erhebung, und wird unser Heil werden!

Ich bin noch unter dem unmittelbaren Eindruck Ihrer Nachricht. Wie gern flöge ich sogleich zu Euch, um Euch zu trösten. Laßt Euch aus meiner tiefsten Theilnahme den Trost geben, daß ich innig mit Euch leide!

Und so — über das frühe Grab des lieben Kleinen — Dank! — und ein herzliches Lebewohl!

Ihr

Richard Wagner."

Von Luzern kam dann ein Brief vom 26. Mai 1859:

„Liebster Wesendonck!

Heute, ganz unvermuthet, kam plötzlich meine lange erwartete Kiste aus Venedig glücklich an, was mich wirklich guter Laune gemacht und darin bestätigt hat, das alles Angenehme nur negativ ist; wäre es mit dieser Kiste wie gewöhnlich, ordentlich ergangen, so würde sie mir nie wie was Besonderes erschienen sein, während mir jetzt Alles wie neu geschenkt ist, was darin enthalten war, namentlich meine schon halb verloren gegebenen Skizzen. Jetzt habe ich eine vollständige Bibliothek in meinem Salon. So

will ich denn diesen Wiederfund für ein gutes Zeichen nehmen und hoffen, daß auch manch anderes Fragezeichen meiner Situation sich bald erträglich aufklären soll.

Aus Deutschland erfahre ich, daß es mit meinen Arbeiten nicht eile; angesichts des großen germanischen Krieges könne man sich doch um dergleichen Kunstallotria nicht sonderlich kümmern; mit derlei hätte es Zeit bis nach dem Kriege! Nun wünschte ich doch, die Herren möchten in Italien ein wenig ungenirter aufeinander losschlagen; denn ehe der Krieg nicht angefangen hat, kann er auch nicht gut zu Ende kommen, und übermäßig lange warten taugt mir nicht ganz. Meine projektirte amerikanische Alliance wird mir daher immer werthvoller.*) Einstweilen trinke ich Mineralwasser; zu etwas Einschreiten gegen die immer rebellischer werdenden Grundstoffe meines irdischen Daseins war es Zeit. Ich wollte mir es, meiner Arbeit zu Lieb', vom Halse halten; doch mußte ich mich endlich ergeben. wobei mir die Hoffnung lacht, mit erlangter Zustimmung des Unterhauses auch freie Bewegung für das Oberhaus meines mikrokosmischen Privatparlaments zu bezwecken. Jetzt kann ich nur so wie zur Langenweile arbeiten, endlos verträgt sichs mit den Mineralien nicht.

Versäumen Sie nicht, zur rechten Zeit Ihren mir so werth gewordenen Luzerner Plan auszuführen. „Pfingsten, das liebliche Fest", möge Allen recht bald erscheinen. Leben Sie schönstens wohl! Grüßen Sie die großen und kleinen Kinder in Ihrem Hause, und denken Sie nach Kräften gut von

Ihrem R. W."

*) Ein amerikanischer Direktor hatte dem Meister seine Ankunft ansagen lassen, um mit ihm über Anerbietungen von jenseits des Meeres zu verhandeln.

Im Jahre 1859 hatte Wesendonck dem von allen Subsistenzmitteln entblößten Meister das freundschaftliche Anerbieten eines Darlehns gemacht. Im Briefe vom 24. August 1859 lehnt Wagner dies dankend ab. Am 28. August aber meldet er den Abbruch der nicht zum Ziele gelangten Verlagsverhandlungen mit Breitkopf & Härtel in Leipzig, und schlägt nun dem Freunde vor: „ein Geschäft mit ihm zu machen". Dieser solle ihm den vollständigen (noch zu vollendenden) „Ring des Nibelungen" abkaufen, wobei dem Autor nur die durch theatralische Aufführungen zu erzielenden Einnahmen — nicht die Erträgnisse des Musikalien-Verlages — verbleiben sollten. Dieser Vertrag, bei welchem Wagner erklärte:

> „Ich habe mich fest bestimmt, keine anderen Hülfsquellen mehr annehmen zu wollen: als solche, die mir aus meiner Arbeit selbst fließen, wie ich denn auch das Ritter'sche Jahrgeld, unter dem rührendsten Widerstreben meiner edlen Freunde, seit einiger Zeit nicht mehr acceptire" —

kam zwischen beiden Freunden zu Stande, und Wesendonck zahlte an Wagner nach und nach die ganze vereinbarte Summe aus. Man würde jedoch irren, wenn man wähnte, daß Ersterer die an Wagner gegebenen Summen als ein zurückzahlbares Darlehn betrachtete; denn er wußte, wie leicht der Freund sich der Täuschung hingab, die Schuld einst abzahlen zu können. Nur um dessen Selbstgefühl zu

schonen und ihm das drückende Bewußtsein einer Schuld zu benehmen, willigte er ein, dem gemeinsamen Uebereinkommen oben erwähnte Form zu geben. —

Im Herbst desselben Jahres war Wagner nach Paris gereist und hatte dort die Vorbereitungen zu den im Januar 1860 zur Ausführung gebrachten, von ihm geleiteten Konzerten begonnen, welche ihm so manche Freunde gewinnen halfen. Von dort schrieb er an Wesendonck aus seiner Wohnung: 4. Avenue Matignon, Champs Elysées am 17. September 1859:

„Mein lieber Freund!

So wäre ich denn wieder einmal im „Inferno", und das „Paradies" läge weit hinter mir. Glücklicher Weise bin ich jetzt aber so weit, mich auf der grünen Wiese am Vorhof der Hölle (wenn auch nicht in Gesellschaft weiser Männer!) zu halten. Die Gegend, wo ich für jetzt wohne, ist mir für einen Pariser Aufenthalt ganz neu; die anständige Abgelegenheit und reine Luft derselben läßt mich auf Aushalten hoffen. Für eine definitive Wohnung habe ich gute Aussicht, und da ich nun einmal entschlossen bin, unter allen Umständen einen längeren Aufenthalt in Paris daranzugeben, um ein für allemal darüber ins Klare zu kommen, ob es mir noch einmal einen Vortheil bieten könne, so gebe ich heute Auftrag, mir immer meine Möbel nachzuschicken. Es ist mir außerdem so gleichgültig, wo ich wohne, wenn ich in meinen vier Pfählen mich nur erträglich bei mir fühle, um der alten Arbeitslust wieder nachhängen zu können. Fürs erste halte ich noch strenges Incognito. Erst gestern ging ich daran, einige Bekannte aufzusuchen und traf Alles noch à la campagne, selbst unsern würdigen Kietz*). Ollivier's**)

*) Ernst Kietz, Portaitmaler.

**) Der spätere Minister Ollivier in Paris war mit einer Tochter Liszt's verheirathet.

treffen in diesen Tagen ein. Da ich bis jetzt nur Wohnungsinteressen habe, beschäftigen mich zum Glück andere Beziehungen sehr wenig, und ich glaube sie überhaupt ganz entbehren zu können. Ich kann Ihnen somit selbst heute noch nichts Erlebnißvolles von mir melden. Was ich so für mich hinträume, macht Ihnen aber kein Vergnügen zu erfahren. Somit wende ich mich nur noch einmal kurz zurück, um Euch guten Kindern nochmals Adieu zu sagen. Die vier hellen Tage auf Eurem gastlichen Hügel haben eine schöne Bedeutung für mich gewonnen: sie leben in mir nach: als Bürgen eines edlen Glückes, wie es nie verliehen, sondern nur gewonnen werden kann. Halten wir es fest! — Viele herzliche Grüße von

Ihrem R. W."

Ein zweiter Brief aus Paris vom 5. Oktober 1859, aus des Meisters erster Wohnung dort, scheint im Anfange sich auf die von Wesendonck ertheilte Zustimmung zum Kaufvertrage in Betreff des Nibelungenwerkes zu beziehen:

„Lieber Freund!

Hier kommt der versprochene Brief. Was soll ich Ihnen darin schreiben? Wie sehr Sie mich mit Ihrem ersten Brief nach Paris erfreut haben? Das läßt sich — wie Sie sind — nur mit wenigen Worten sagen. Alles was mir von Ihnen kommt, kann mich nur noch mit Rührung nnd mit freundschaftlicher Hochachtung erfüllen. Ihrer Versicherungen, wie auch Sie mir gefolgt seien, und bei meiner eigenen Entwickelung sich sympathisch betheiligt fühlten, bedurfte es wahrlich nicht: Wer ermäße den Erfolg unserer Berührungen, und könnte im mindesten Zweifel darüber bleiben? Aber schön ist's, daß Sie mir es sagten. Haben sie dafür Dank! —

Bester! Es ist und bleibt ein ernstes Ding um das Leben: Wem dies einmal recht zum Bewußtsein gekommen ist, der hat doch Muth und Lust, aus etwas

ganz Anderem, als aus dem Leben und seinem Treiben selbst, zu gewinnen. Niemand kann mir gewiß ein eigentlich prinzipielles Verhalten zum Leben oder Fernhalten von ihm zusprechen: es ist keine dauernde Bitterkeit oder Verachtung in mir, und ich nehme ohne Bedenken an, was sich mir irgend bietet, ohne daß ich allerdings danach zu suchen haben darf. Aber — zu der Grundstimmung geht's doch immer schnell wieder zurück: und — da bleibe ich dann der Welt so fremd, daß ich oft doch kaum recht mehr begreifen kann, wie lange das Spiel noch dauern soll.

Jedoch zur Sache! — Werden Sie es glauben, wenn ich Ihnen sage, daß ich hier gerade so fortlebe wie in Luzern? Nur daß ich noch keine schöne Arbeit dabei pflege, sondern für's Erste immer noch nur unendlich viele Briefe zu schreiben habe. Noch in Venedig glaubte ich dann und wann, es würde mir, bei endlicher gleichmüthiger Stimmung gegen die Welt, einmal die Möglichkeit ankommen, oberflächlichen wechselvollen Umgang einer großen Stadt an mir herumstreifen zu lassen. Ich glaube aber jetzt, ich bin — zu müde dazu!" —

Nachdem Wagner hier angedeutet, wie unmöglich es ihm gewesen sei, verschiedene Einladungen in Paris anzunehmen, obwohl dieselben von gebildeten und liebenswürdigen Menschen ausgingen, fährt er fort:

„Ach, Freund, aber das Sprechen! Das viele unnütze Sprechen! Entweder gleichgültige Konversation — was soll mir die? Oder erregte Mittheilung meinerseits — was soll Anderen die? Und ich immer die Kosten tragen? Ich kann nicht mehr so verschwenden: ich bin wirklich müde. Das Pariser Klima macht mich für jetzt sehr nervös, und ich fühle mich zum Promeniren oft sehr schwach. Wohl wird mir nur wieder, wenn ich bei meiner Verschwendung wenigstens auch Früchte sehe; — und das ist,

wenn ich wieder arbeite! — Was mich noch mehr darin bestärkt, mich durchaus ganz zurückgezogen zu halten, ist die mögliche Aussicht, den „Tannhäuser" doch noch hier aufzuführen. Soll dies zu Stande kommen, so kann ich dabei nur unter einer Bedingung mitwirken, nämlich, daß ich mit nichts Anderem, als eben nur mit der Sache selbst mich befasse, und sonst jede Spur von etwa zu pflegender Coterie von mir fern halte. Hierfür auch nicht die mindeste Conzession zu machen, war denn auch meine erste Bedingung. Das Unternehmen selbst scheint für Mitte Januar möglich zu werden. Die Uebersetzung bleibt die Hauptschwierigkeit, und soviel sehe ich: mit meinem jungen Vaudevillesuccès-Aspiranten, mit dem ich mich bisher plagte, geht es nicht. Jetzt hat sich aber die beste denkbare Aussicht gezeigt: ich berichte Ihnen sobald ich günstigen Bescheid habe, und sage Ihnen nur, daß als Uebersetzer jetzt Roger ins Auge gefaßt wird. —

Doch dies Alles geht sehr still vor sich! — Mit allem Andern habe ich meine liebe Noth, und namentlich mit meinem vortrefflichen Devrient in Karlsruhe*); ich sehe, daß auch Dieser endlich ziemlich tief in die eigentliche Routine versunken ist; bei ausgezeichneten Eigenschaften litt sein Naturell von je an einem gewissen Leder, welches jetzt vollends alle Elasticität verloren zu haben scheint. Was Der mir manchmal für Antworten giebt! Und noch muß ich immer froh sein, wenn ich nur einmal etwas erfahre, und erst heute war dies seit meiner Pariser Reise der Fall. So ganz sicher ist die Sache dort noch keineswegs, und von dem famosen jungen Großherzoge soll ich auch erst noch ganz sprechende Belege für einen energischen Willen erfahren. — Hören Sie, liebster Freund! Sie verspotteten letzthin einmal Ihre Frau, als habe sie für mich im Sinne, ich solle unter keiner anderen Bedingung nach

*) Derselbe sollte bekanntlich „Tristan und Isolde" dort zur Aufführung vorbereiten, brachte es jedoch nicht fertig.

Deutschland zurückkehren, als wenn man mich dort im Triumph einhole. Lassen sie sich nun ganz im Vertrauen sagen, daß mir wirklich zu Muthe wird, als sollte ich das in Wahrheit abwarten — wobei ich höchstens den Triumph schenke, und zwar sehr gern!

Die Wohnung ist denn nun gemiethet, und zwar — wie ich mußte — auf 3 Jahre mit Vorausbezahlung der zwei letzten Termine.*) Ein solches angenehm gelegenes einzelnes Häuschen bietet mir die einzige Möglichkeit eines Pariser Aufenthaltes; nur so erhalte ich Garantie gegen nachbarliche Klaviere, die hier in jedem Hause mit unglaublicher Wuth rasen. Dort gedenke ich's aber meine drei Jahre passabel auszuhalten, vorausgesetzt, daß mich jeden Sommer die Schweizerberge und ein Besuch auf dem „grünen Hügel" erfrischen. Jetzt bin ich über der Einrichtung her und sehne mich sehr nach häuslicher Ruhe und Arbeitsmöglichkeit, was bei mir immer gleichbedeutend ist.

So stände ich denn etwa so mit der Welt, daß ich großem Aerger wohl kaum mehr entgegensähe, wohl aber noch großen Sorgen. Neuerdings erhielt ich wieder einen ausführlichen ärztlichen Bericht über das Befinden meiner Frau, der mich doch wieder sehr betrübt hat; doch darf ich hoffen, daß gerade die Lebensweise, wie ich sie hier auch für meine Frau im Sinne habe, vortheilhaft auf ihren Zustand wirken wird, schon weil ich den vielen Umgang von ihr fern halten kann, bei dem sie sich durch zu vieles Sprechen immer zu sehr aufregt; gebe Gott, daß sie eine recht vernünftige, angenehme Gesellschafterin findet. Den Besuch von Karlsruhe zur Tristan-Aufführung habe ich ihr nun gleich ganz streichen müssen: für solche

*) Es war die in der Rue Newton 16, Champ Elisées, gelegene, welche der Meister so bald wieder wegen Umbaues der Straße verlassen mußte, ohne daß er das vorausbezahlte Miethsgeld herausbekam; ein Prozeß mit dem Hauswirth scheint ihm auch nicht zu seinem Rechte verholfen zu haben!

aufregungsvolle Zeiten, das erklärt auch der Arzt, taugt sie ganz und gar nicht mehr. Für jetzt hat sie in Dresden noch eine Traubenkur vor. — Da haben Sie denn auch ein Stück Sorge von mir, nur damit Sie nicht denken, ich schwebe immer in Wolken! —

Aber auch Sie machen mir Sorge, durch die Mittheilung von Karls*) Unwohlsein! Nur beruhige ich mich da schneller, weil ich wohl mit größter Sicherheit nur eine vorübereilende Kinderkrankheit vermuthen darf, die ja bei der Pflege, die Ihre Kinder finden, von keiner Wichtigkeit sein wird. Doch bitte ich die Mutter, mich hierüber bald zu beruhigen. Und grüßen Sie auch Alles schön und recht herzlich von mir! Lassen Sie bald die Photographie sehen, und seien Sie versichert, daß ich — auf dem grünen Hügel zu Haus bleibe!

Ihr R. W."

Der Meister bezog nun die neue Wohnung zu Paris, 16. Rue Newton, Champs Elyseés; von dort sendete er nachfolgenden Brief vom 25. Oktober 1859:

„Mein lieber Freund!

Es macht mir Sorge, Euch über mich beunruhigt zu haben. Was soll ich thun? Kann ich aufrichtig sein, ohne zu klagen? Oder soll ich auch dort, wo ich einzig gern mich rückhaltslos gebe, mich freundlicher Täuschung befleißigen? Und wollte ich's: würde mir geglaubt werden? Würde mir aber geglaubt, — welche Bitterkeit dann für mich, mich dann ganz allein zu wissen! — Schweigen? — Wie lange könnte dies wohlthun, ohne zu ängstigen? Ich sinne, und verkehre täglich mit Euch. Dann denke ich mir: das Beste sei, mir selbst Mühe zu geben, den Grund der Klage zu ersticken, mich unempfindlich zu machen, dem

*) Des ältesten Knaben Wesendoncks.

Kummer zu wehren. Wie nun das aber anfangen? — Daß ich lebe, das ist der Grund zu aller Klage, daß ich so bin, mit meinem Wesen und Schaffen mich so ganz aus aller Beziehung zur eigentlichen Welt stelle, und dann doch immer wieder in dieser Welt lebe, und in ihr meine Bedürfnisse zu befriedigen habe, — das erzeugt die ewige Wechselwirkung, unter der ich fortgesetzt, täglich, stündlich leiden muß, — und nichts kann mich ihr entheben. — Ich bin und bleibe mit allem Dichten und Trachten zu weit außerhalb der Möglichkeit der Gegenwart stehen! Damit ich nicht Alles aufgebe und ganz verzweifle, zeigt sich mir höchst selten dann und wann ein kleines Lächeln der Umgebung, das mich um so mehr überrascht und eine um so stärkere Wirkung auf mich macht, als es eben so unerwartet und mitten aus der kältesten Fremde kommt. Ich bleibe empfänglich dafür, und wüßte kaum, ob ich es für ein Glück oder Unglück halten sollte: ein Glück, weil es mir die Verzweiflung fern hält, ein Unglück, weil es mich immer wieder in den alten Kreis wirft. Mein Abenteuer mit dem Douanier war dieser Art*), wie einst das Straßburger mit der Tannhäuser-Ouvertüre. Aber daran bin ich gewöhnt, den Blick nicht mehr scharf und andauernd auf dieses Lächeln zu richten: nichts Ernstes, nichts Entscheidendes davon zu erwarten; es bleibt eben nur ein Lächeln und soll eben nur einen Augenblick aufheitern. Im Uebrigen gehörte z. B. zur Verfolgung und Durchführung des Planes einer Aufführung des „Tannhäuser" in Paris eine so gute, und andauernd gute Laune (um eben nichts zu schwer zu nehmen), daß ich — wie ich nicht weiß, wie ich mir diese Laune schaffen und pflegen soll —

*) Glasenapp erzählt, daß vor Wagner, beim Eintritt in die Stadt Paris, als er auf dem Zollamt seine Effecten in Empfang zu nehmen begriffen war, in der Person eines jungen Beamten der Douane, Edmund Roche (des späteren Uebersetzers des „Tannhäusers" ins Französische), eine flüchtige Erscheinung auftauchte, deren Bekanntschaft mit seinen Werken ihn innig überraschte.

auch kaum ernstlich an den Erfolg glauben kann, auf den mich doch andererseits Alles einzig jetzt hinweist, weil ich sonst geradeswegs gar nichts mehr vor mir sehe, als neue Verwirrung, neuen Umsturz meiner Lage. Diese mischt sich stets so gebieterisch und ausschlaggebend in alle meine Beziehungen zur Kunst ein, daß ich wirklich des Lebens auch nie nur für Monate froh werden soll. — Weiß Gott, dies Paris war nicht meine Wahl! ich ergriff es nur mit der Sicherheit Eines, der eben keine Wahl hat. Nach der Beendigung des Tristan, als ich — Sie entsinnen sich — bereits von Luzern aufbrechen wollte, trat mir mein Vorhaben, das ich — wie alle solche Lebensphasen — für gewöhnlich nur aus halb verschwommener, undeutlicher Ferne überblickte, plötzlich in schärfsten Umrissen bestimmt vor mein Auge, und ich erkannte mich so schlecht dafür ausgerüstet, daß ich — wie ich Euch schrieb — machtlos die Hände fallen ließ, und nicht anders glaubte, als mich aller Bemühungen entschlagen zu müssen, um völlig apathisch abzuwarten, was mit mir werden sollte. Aus diesem unerträglichen Zustande wandte ich mich endlich an Sie, Sie griffen großartig ein: so sollte es denn gehen. Und nun, Freund, geht es doch nicht. Die Rechnung war ohne Wirth gemacht, und mit dem beruhigenden Sicherheitsgefühl, mit dem ich die Pläne für mein Auskommen entwarf, ist's aus. Diese Uebersiedelung, die Neu- und Wiedereinrichtung reißt alle meine Berechnungen darnieder, und der Tag, wo ich dieses Häuschen miethete, und die zwei letzten Termine — verlangter Sicherheit wegen — vorausbezahlte, ist für mich der Ausgang unabsehbarer Sorgen geworden! Darum würden Sie sich nicht wundern, und gewiß nur noch meine Enthaltsamkeit anerkennen müssen, wenn ich Ihnen detailliren wollte, in welches endlose Malheur ich gerathen bin. Nun, das ein ander Mal! Nur soviel heute, daß ich in der letzten Zeit mit wahrer Wehmuth meinen Plan, durch unser Nibelungengeschäft mein Auskommen einzig

zu bestreiten, bis dahin, wo aus den währenddem zurückgelegten anderweitigen Einnahmen mir ein neuer andauernder Fond entstanden sei, — total scheitern sehen mußte; wenigstens ist dies mit „Rheingold“ und „Walküre“ gänzlich unmöglich geworden. Hören Sie das mit Fassung an, und seien Sie mir nicht bös, wenn ich Ihnen sage, daß ich in wachsender Sorge für meine nächste Zukunft mich nach Hülfsquellen umsah, die aus meinen andern Werken fließen sollten. Während ich nun bereits den Tristan in diese Berechnung zog, wird dieser Tristan plötzlich mir für längere Zeit total ausgestrichen: seine erste Aufführung für jetzt gänzlich unmöglich! Hier kommt nun wieder der eigentlich marternde Konflikt meiner Kunst und meines Weltinteresses zum klaren Vorschein. Glauben Sie, daß ich bereits (als ich die wachsende Schwierigkeit meines Pariser Haushalts erkannte) so kleinmüthig geworden war, Karlsruhe selbst mit der stimmlosen Sängerin festgehalten zu wünschen! Ich weiß, was mich eine so verkümmerte Aufführung geschmerzt hätte, und doch mußte ich fast bedauern, mich von diesem Schmerze befreit zu sehen. Wie meinen Sie, daß ich mich bei solchem Widerstreite fühle? — So existirt denn jetzt der Tristan nicht für mich: oder —?, doch nein! daran ist gar nicht zu denken! In Berlin hat mein Lohengrin die Stimme verloren, und ich sehe dort einer langen Pause in der Aufführung dieser Oper entgegen. — So muß ich denn mein Auge desto begieriger auf den Pariser Tannhäuser richten. Nun, der wird wohl kommen, und habe ich die nöthige Laune dazu, so ist mir diese Zukunftsaussicht (die für meine Lage allerdings bedeutenden Werth hat) sicher. Aber sobald ist nun noch nicht daran zu denken. Der Direktor ist bereit, und wünscht die Oper geben zu können. Wie lange man aber sein Theater noch stehen lassen wird (das einer neuen Durchbrechung wegen niedergerissen werden soll) weiß er selbst nicht; möglich, daß man es im März schon demolirt. Dagegen wird man

ihm ein großes neues Theater bauen; ich merke: Carvalho wünscht den Tannhäuser bis dahin sich aufheben zu können. Wer warten kann, für den sieht das Alles nicht so übel aus: aber dabei in meiner Lage sein, ist — unwürdig. Nun betreibe ich denn auch die Uebersetzung. Roger wird die Sache recht gut machen; ohne allerdings auf der Höhe der Bildung und Begabung zu stehen, um der poetischen Aufgabe gewachsen zu sein, ist er in allem Uebrigen jedoch recht gut für die Uebersetzung geeignet. Erst vorigen Sonntag kam das Rendez-vous zu Stande in seinem Château de la Lande. Er hatte im ersten Feuer bereits die Anfangs-Scene übersetzt: immer auf Schlimmes gefaßt, war ich diesmal angenehm überrascht; er sang die Scene selbst recht gut, und der französische Text war recht sangbar, die Accente treu, die Phrase nicht merklich entstellt. So faßte ich denn Hoffnung. Man lud mich ein, oft hinaus auf sein Landgut zu kommen, um dort ungestört zusammen arbeiten zu können. Gestern war ich denn wieder bei ihm: ich sah ein, daß ich es mit einem liebenswürdigen, gut begabten Naturell zu thun habe, das aber geistige Anstrengungen nicht lange verträgt und gern zur trivialen Gewohnheit zurückkehrt. Er hatte sehr wenig gearbeitet und bat mich, öfter zu kommen, um ihn zu treiben; zugleich aber ergriff er sehnsüchtig einen Vorwand, um vom Flügel hinweg sich an den Domino-Tisch zu stehlen, wo er dann nun mit Wonne haftete, bis ich — die trostlose Gesellschaft gewahrend — mich empfahl, um meine Wanderung nach Paris anzutreten. Montag soll ich dann wiederkommen. Ein furchtbarer Unmuth, ein gekränkter Stolz bäumt sich da oft in mir auf: ich komme mir elend, entwürdigt und unwerth meines Daseins vor. Gott weiß, ob ich verstanden bin! Was könnte ich thun, schaffen und wirken! Doch — ich sehe wohl, ich muß mich auch in Roger zu finden suchen: und er ist wirklich ein ganz liebenswürdiger Bursch. Sein hübsches Talent hat sich auch ihm gesegnet: sein Besitz und Eigen wird auf

eine Million geschätzt, und ein Schloß in einem mächtigen Parke mit hohen, herrlichen Bäumen hat er auch, um drin Domino zu spielen. Ich komme dann nach Hause und überlege mir, ob man mir es wohl verdenken wird, wenn ich für alle Kamine meines Hauses Chénes anschaffe. So geht's — und habe ich gute Laune, so wird auch der Tannhäuser gehen. Aber — Laune gehört dazu! Das sehen Sie.

Auch dieses Pariser Projekt betrachte ich, ernstlich genommen, im Grunde nur als eines der Verführungsstückchen, um mir immer wieder etwas zu zeigen, und so mich zum Ausdauern zu verlocken. Ich kenne das! So zeigt sich denn mir auch jetzt ein neues Lockungsmittel für den „Tristan": der Dresdener Intendant läßt mir sagen, er hoffe beim König von Sachsen zu erwirken, daß ich zu einer ersten Aufführung des „Tristan" nach Dresden berufen würde. Diese könnte aber erst im Juli nächsten Jahres stattfinden. Sänger mit guter Stimme hätte ich dort wenigstens. Was soll man nun dazu sagen? —

O Kinder! Was habe ich Euch da alles wieder für elendes Zeug geschrieben! Vielleicht wäre Schweigen besser gewesen. Aber es ist dies die Sprache, in der ich einzig menschenverständlich aussprechen kann, was oft gewiß nicht verstanden wird, wenn ich einfach meine Sehnsucht nach dem Ende ausdrücke. Alles leide ich und ertrage es endlich unter der Macht des Wunsches, einmal wieder Ruhe und Sicherheit in dieser Räuberwelt um mich zu haben, um — alles Elend vergessend — wieder einmal arbeiten zu können! Glauben Sie mir, ich habe keinen Wunsch mehr, wie diesen: ich bin in diesen Tagen wieder lebhaft zu der Ueberzeugung gekommen, daß ich auch der Aufführung des „Tristan" und Allem entsagen kann, wenn ich nur weiß, daß ich ungestört weiter schaffen kann! Jetzt stemme ich mich, um wieder Luft für meinen letzten Akt des „Siegfried" zu bekommen: athme ich erst diese wieder, dann ist mir Alles gleich. Denn das sehe

ich: ganz bin ich nur was ich bin, wenn ich *schaffe*. Die eigentliche Aufführung meiner Werke gehört einer geläuterteren Zeit an, einer Zeit, wie ich sie erst durch meine Leiden vorbereiten muß!

Meine verwandtesten Kunstfreunde haben eben nur Staunen für meine neuen Arbeiten; zur Hoffnung fühlt sich Jeder, der unserem öffentlichen Kunstleben näher steht, zu schwach. Ich begegne da nur Mitleid und Wehmuth! Und sie haben so recht! Nichts lehrt mich mehr, wie furchtbar ich Alles um mich her übersprungen habe, als wenn ich — von mir ab — genau und scharf auf Die blicke, die zwischen mir und eben jener Welt stehen. —

Laßt mich nun still vollends ausarbeiten: oh, hätte ich nichts, nichts sonst auf dieser Erde mehr zu schaffen! Ruhe! Ruhe! daß das innere Licht sanft und hell leuchten kann, das unter dem Hauche dieses nothreichen Lebens so wild flackert und — bald verlöschen muß. Laßt mich noch die Werke schaffen, die ich dort empfing, im ruhigen, herrlichen Schweizerlande, dort mit dem Blick auf die erhabenen, goldbekränzten Berge: es sind Wunderwerke, und nirgends hätte ich sie empfangen können. Laßt mich sie vollenden: dann bin ich fertig und erlöst! Aber nichts, nichts verlangt sonst von mir, und freut Euch nicht, wenn mir „Erfolge" winken: sie sind furchtbar erkauft. —

Tausend Grüße! Das Herz ist erleichtert: möge das Ihrige nicht zu schwer geworden sein!

Ihr

Richard Wagner."

Am 12. Dezember 1859, als die Familie Wesendonck sich in Italien befand, schrieb der Meister Folgendes:

„Lieber Freund!

Daß ich Ihnen heute nach Rom schreiben kann, ist doch sehr schön. Ich bin über Alles begierig zu erfahren,

wie die garstige Seereise überstanden worden ist, und wenn ich auch für Ihre Frau — der sonst schon große Seefahrten so gut bekommen sind — keine Sorge zu haben brauche, so wünsche ich doch von ganzem Herzen, daß die Kinder nicht zu sehr darunter gelitten haben mögen: wir hatten in der Zeit viel Stürme, und lieblich mag selbst das Mittelmeer nicht gerade jetzt gewesen sein: ich darf ja wohl bald auf eine beruhigende Nachricht hoffen und annehmen, daß Sie nicht erst Berichte von mir abwarten, um mir zu schreiben, da Sie sich doch wohl denken können, daß ich — trotz Paris — nicht viel zu berichten habe.

Auch will ich heute Ihnen garnichts von meinen Pariser Unternehmungen sagen: Alles hängt noch in der Schwebe, und einiges Wichtige kann sich erst nächstens entscheiden.“ —

Das Haus B. Schott's Söhne in Mainz hatte sich mit dem Wunsche an Wagner gewandt, eines seiner großen dramatischen Musikwerke in Verlag zu erhalten. Der Meister fragt nun beim Freunde an, ob es ihm recht sei, wenn er jener Firma „Das Rheingold“ gegen Zahlung von — mindestens der früher zwischen ihnen Beiden verabredeten Summe anböte? Dann fährt er in demselben Briefe fort:

„Gott weiß, was und wie Alles mit mir noch vorgehen wird. Im Ganzen bin ich auf mein deutsches Vaterland jetzt sehr bös zu sprechen: die schweigsame Feigheit meiner Freunde, namentlich in der Tristan-Angelegenheit, wo denn doch seinerzeit namentlich Einer den Mund ganz ordentlich voll nahm, und meine Rückkehr mit der fertigen neuen Partitur für unfehlbar proklamirte, hat wirklich etwas Ergötzliches für mich. Da herrscht mit einem Male eine Behutsamkeit, die in ihrem Schweigen namentlich sehr reizend ist. Doch müssen meine Erfolge auf diesem wunderlichen Terrain sehr bedeutend sein, daß

man endlich mich so aufsucht, wie es von Schott's Söhnen geschehen ist: es scheint wirklich, als wollte es ohne mich nicht mehr gehen.

Hier befinde ich mich wieder in dem ewig jugendlichen Zustande eines Debütanten. Nachdem ich diese Rolle längere Zeit in Deutschland gespielt und dort fortgegangen, als ich anfing mich im Repertoire festzustellen, hatte ich in Zürich dasselbe durchzumachen, d. h. den Leuten, die etwas von mir kennen wollten, durch alle die schwierigen Hülfsmittel Desjenigen, dem die wahren Mittel der Ausführung nicht zu Gebote stehen, einen vorläufigen Begriff von seinen Manuskriptwerken beizubringen. Nachdem ich nun dort endlich, durch Hülfe vortrefflicher Theaterunternehmungen in das gehörige Fach eingestellt worden bin, geht es hier in Paris wieder von Neuem los; immer bleibe ich der Anfänger, der sich erst bekannt zu machen hat. Vermuthlich komme ich mir auch deswegen immer so jung noch vor: das Alter mit seinen Früchten will sich garnicht einstellen! — Soviel ersehe ich jedoch, daß ich diesmal noch einmal aushalten muß, und daß, wenn ich noch einmal an die Realisation meiner „Nibelungen" denken soll, dies nur auf Grundlage von Pariser Erfolgen möglich sein wird. Ob diese und der „Tristan" je aufgeführt werden, kümmert keinen Menschen in Deutschland, vor Allem meine näheren Freunde nicht im Mindesten. — Nun, was mir in Paris bevorsteht, darüber nächstens! —

Für heute aber seien Sie mir nicht böse, daß ich Sie im heiligen Rom mit solch' unheimlichem Zeuge überfalle. Wem man nach Rom schreibt, dem sollte man billig von Besserem zu sagen haben, als ich soeben. Ich hoffe nun, Eure ersten Nachrichten sollen auch mich in den rechten Schwung setzen, um die Weihe zu finden, Euch die rechten Grüße dorthin zu senden. Mein Diener, der in Rom beim Pabst gedient hat, erzählt mir viel davon und wünscht sehnlichst, daß ich bald einmal mit ihm dahin reiste: er meint, es wäre da sehr schön! Was meinen Sie?

Sagen Sie mir's recht bald! — Und nun tausend herzliche Grüße und Wünsche von

Ihrem

Richard Wagner."

Nach Erledigung der drei, ihm unerhörte Kosten und körperliche Anstrengung bereitenden Konzerte in Paris, schreibt Wagner am 12. Februar 1860:

„Mein lieber Freund!

Noch finde ich keine Ruhe, und — leider! auch keinen wünschenswerthen Stoff, Ihnen zu schreiben! Soeben erwarte ich einen Bekannten, der mir als Stylist bei einigen nöthigen französischen Schreiben helfen soll: in der Erwartung seiner Ankunft gebe ich dem Drange meines Herzens nach, Ihnen wenigstens eine kurze Nachricht wieder von mir zukommen zu lassen. Ich hätte dazu keine offene Zeit gehabt, als in schlaflosen Nächten — mehrere Mal setzte ich dann auch schon an, mußte aber doch davor zurückschrecken, solche nächtliche Mittheilungen an Sie gelangen zu lassen.

Möge es Sie nicht verwundern, von nun an, wo ich mich in das verzweifelte Unternehmen, durch Pariser Erfolge mir die Mittel zu den Aufführungen meiner neuen Werke zu verschaffen, gestürzt habe, nichts Freudiges mehr von mir zu erfahren. Sie kennen mich genug, daß auf diesem Wege mir keine Freude blühen kann: ich suche nicht Applaus und Triumphe; ich suche nur die Möglichkeit, meine neuen Werke — Wenigen — aber deutlich zu erschließen, damit ich — ruhig sterben kann. Hierzu hilft mir Applaus und Beifallssturm nur dann, wenn er von ganz positiven Erfolgen begleitet ist. Diese mir zu versichern, ist jetzt, nachdem meine drei Konzerte gegeben sind, meine Sorge. Sie denken leicht, welche Erholung mir dies von den unerhörten Anstrengungen dieser Konzerte gewährt! Lassen Sie sich noch andeuten, welche Sorgen

diese Konzerte selbst mir hinterlassen haben, da hierbei mir kein so zuverlässiger Freund, wie Sie, zur Seite stand: wie die materiellen Schwierigkeiten und Täuschungen, die aller Welt sorgsam verschwiegen werden mußten, alle Berechnung überstiegen. Lassen Sie ferner sich sagen, daß ein Haupterfolg dieser Konzerte: einen gewissen Mann zur Uebernahme der Garantie für meine deutsche Opernunternehmung zu bestimmen, nicht eingetreten ist, und ich soeben daran bin, auf dieses — für meine ganze nächste Existenz (denn es sollte mir die erste Aufführung des „Tristan" sichern) so wichtige Unternehmen — zu verzichten, meinen deutschen Sängern, die mit Enthusiasmus acceptirt hatten, abzuschreiben und so den Kern meiner Absichten — auf Gott weiß wie lange — gänzlich unerfüllt zu lassen: und schließen Sie dann darauf, ob die enthusiastischen Akklamationen des Pariser Publikums — mich erfreuen konnten. — Ich bin, wie gesagt, nun daran, direkt auf die Annahme des „Tannhäuser" seitens der Großen Oper loszusteuern. Fould, der unbeschränkte Machthaber der Großen Oper und Meyerbeer's intimer Freund, weicht mir aus: ich muß ihn durch den Kaiser selbst zu zwingen suchen, dessen — Zuführer er aber wiederum ist! Denken Sie mich in diesen meinen Bemühungen begriffen, ermessen Sie meinen Charakter und das, um was es mir einzig zu thun ist: welche Vorwände ich brauche, welche Wege ich gehen muß, — und sagen Sie sich, wie mir zu Muthe sein muß! —

Ich wurde unterbrochen, und habe nur eben noch soviel Zeit, nach einem kurzen Schlusse dieser üblen Zeilen zu suchen! Denn wo sollte ich sogleich aus dem unendlichen Vorrathe dessen, was ich sagen möchte, das herausfinden, was das Sagenswertheste wäre? Doch bleibe es bei dem Hauptwunsche, daß Euch theure Menschen diese wenigen Worte in gutem Wohlsein und bei edlem Genusse des Schönen, was Euch Rom bietet, antreffen mögen. Fast könnte ich dem nichts Besseres als Wunsch beifügen, als daß Ihr — mich jetzt — wie soll ich sagen, vergessen möchtet:

Ihr seid zu theilnehmend, als daß Euch das Gedenken an mich, an das was ich jetzt treibe, nicht mit Pein erfüllen müßte. Und doch — Vergessen? Wie möglich! Nun denn, so hüllt Euer Gedenken an mich in die schönen Eindrücke ein, die Ihr rings von Rom empfangt; gedenkt der Zeit, die auch meiner Unruhe ein Ende setzen und in das edle Gewand kleiden wird, das sie vor Euren Augen jetzt über Rom wirft! Vor Allem hütet die Gesundheit: auch ich verspreche, nach Kräften für die meinige zu sorgen! Aber erfreuen Sie mich nun bald mit einer Nachricht; ich weiß lange nichts von Euch. Hoffentlich ist Roms Schönheit und edle Ruhe daran schuld!

Tausend und abertausend treue, herzliche Grüße!

Ihr

Richard Wagner."

Es folgt ein Brief aus Paris vom 5. Juni 1860:

„Bester Freund!

So hat mich denn der heutige Tag, an welchem ich — den erhaltenen Weisungen gemäß — Euch wieder Nachrichten zukommen lassen konnte, überrascht, ohne daß ich wirklich zu der gewünschten Stimmung wieder gelangte, in der ich immer so gern einzig Euch schreiben möchte. Ich hatte zu meinem Geburtstag ein wundervoll schönes Wetter und war dadurch so aufgeheitert, daß ich am Morgen danach in bester, ruhigster Stimmung an Ihre Frau schreiben und für Euren Gruß danken konnte. Nun sagen Sie Ihrer Frau: ich hätte es nicht für gut befunden, jenen heiteren Zeilen noch etwas hinzuzufügen: das Wetter sei wieder schlecht geworden, und der Jupiter nicht wieder erschienen.

Und nun Einiges dem Freunde! — Glauben Sie mir, es war nicht Unlust, noch Nachlässigkeit, daß ich Ihren letzten Brief noch unbeantwortet ließ: ich wollte Ihnen

schön und gut schreiben. Sie hatten mit unverkennbar großem Eindrucke die Sixtinische Kirchenmusik gehört, was auch mir viel Schlummerndes zurückrief. — Doch sehe ich ein, daß ich jetzt, was ich nicht sogleich ausführe, auch nicht festhalten kann, und nur sehr künstlich es wieder nachholen müßte. Nun aber lebe ich in einer Periode, in welcher wahre künstlerische Sammlung mir immer fremder wird, ohne daß ich deßhalb noch zur eigentlichen praktischen Lebensstimmung gelangte. Noch immer kann ich nicht von hohen Zielen ablassen, noch immer schweben mir Möglichkeiten, wie die Aufführnng meiner letzten Werke, vor, und noch immer werde ich dadurch verhindert, der nächsten Lebenshindernisse praktisch Herr zu werden, weil ich immer mit von der Straße und dem Wege abgewandtem, weithinblickenden Gesichte gehe, und somit über Stock und Steine des Weges empfindlich straucheln muß. Somit komme ich nie in die Lage der eigentlichen Bestimmtheit: — werfe mir es vor, wer will — aber ich bekenne, daß ich heute noch unschlüssig bin, welche meiner Angelegenheiten ich am ernstlichsten betreiben soll. Zu einer bald zu ermöglichenden Aufführung des „Tristan“ drängt mich mein innerstes künstlerisches Interesse; den künstlerisch mir gleichgültigen Plan der Aufführung des „Tannhäuser“ in Paris festzuhalten, bestimmt mich die Abneigung, mich meinen deutschen Verhältnissen unterzuordnen. Alles gestaltet sich günstig für den Plan; er wird sehr ernst genommen, man stellt mir Alles zu Gebote; die Direktion setzt große Hoffnungen darauf; zwischen dem Kaiser und der Fürstin Metternich ist es zu einer Angelegenheit der Courtoisie geworden. Dies macht sich somit und macht sich von selbst; es hat mich keinen Schritt gekostet; fast ganz hinter meinem Rücken hat man sich für die Sache verständigt. Doch bleibe ich natürlich kalt und eiferlos bei dem Unternehmen. Es ist für mich nichts Anderes, als eine Frage der Macht: der Erfolg in Paris, wenn hier auch die Tantièmen der Oper unmittelbar keineswegs sehr große Vortheile bringen,

muß doch allem Vermuthen nach sich bedeutend gestalten, da die schnelle Verbreitung über die größeren Provinztheater Frankreichs und Belgiens, ja wohl auch die Aneignung seitens der ersten italienischen Theater (wie in London u. s. w.), davon die Folge sein wird. Was ich gewänne, wenn ich hieraus, ohne alle weiteren künftigen Bemühungen auf diesem Terrain, allein meine vollkommen genügenden Subsistenzmittel für meine fernere Lebenszeit ziehen könnte, ist für mich nun von der entscheidendsten Wichtigkeit. Dann nämlich könnte ich in Bezug auf meine neueren Werke das einzig hierfür angemessene Verfahren durchführen. Ich befinde mich in einem ganz flagranten Widerstreite mit meinem Gewissen, wenn ich irgend wem diese, meine neueren Werke so darstelle, als nähme ich an, ich rechnete auf ihre leichte Verbreitung. Diese Werke sind so schwer und so gänzlich von aller gültigen theatralischen Routine abgelegen, daß ich nur dann sie vor gänzlichem Mißverständniß schützen kann, wenn ich mindestens die ersten Aufführungen nur unter gänzlich ausnahmweisen Umständen vor sich gehen lasse, somit Begünstigungen abwarte, wie sie nur Demjenigen vorbehalten sein können, der nach Zeit und Geld nichts zu fragen hat. — Es scheint nun, daß mein Geschick mich diesen Weg führen will. Ein großer, ungewöhnlicher Erfolg steht fast unzweifelhaft in Aussicht!

Dagegen sperrt und schließt sich Alles, was mit einer Aussicht auf Aufführung des „Tristan" ähnlich sieht! Der hiesige sächsische Gesandte, ein sehr guter Mensch, ist augenblicklich in Dresden und wird dort persönlich mit dem König meine Angelegenheit zu ordnen sich bemühen. Noch mag ich kaum an den Erfolg glauben! Träte dieser ein, und wäre mir mit Nächstem Deutschland wieder erschlossen, so wüßte ich aber zunächst kein Theater, welches die gerade für mein Werk nöthigen Kräfte vereinigte. In Berlin fehlt es an nichts als Allem. Wien ist in voller Decadenz begriffen, und Dresden selbst, das mir noch das geeignetste Personal böte, dürfte wohl für meine

so unerläßliche persönliche Mitwirkung zunächst noch verschlossen bleiben müssen.

Nun urtheilen Sie über meine innere Stimmung: hier der „Tannhäuser", mich kalt und theilnahmlos lassend, aber unter den günstigsten Aspecten sich mir aufdringend: dort das Werk, das mich am lebhaftesten einnimmt, das einzig meiner bedarf, und Alles sich dagegen stemmend! Und ich soll frei entscheiden? Ja, es giebt Kinder, die trotz eingänglicher Belehrung noch gern vom freien Wollen des menschlichen Individuums phantasieren. Stellen Sie einem solchen, wenn Sie zufällig es in ihrer Nähe finden sollten, einmal die Frage, wie sich ungefähr hier etwa der freie Wille zu verhalten habe? Ob nicht dagegen das naive Sprichwort: „Der Mensch denkt und Gott lenkt", eine sehr wichtige Wahrheit einschließe? Vielleicht diese: der Mensch will, aber Gott will noch mehr, er bemächtigt sich des menschlichen Willens, um durch ihn zu wollen, was nicht ihm (dem Individuum) sondern ihm (dem Gotte) zu gute kommt. Ueber den „Gott" könnten wir uns dann ein andermal verständigen und am Ende wohl finden, daß zwischen dem Individuum und Gott kein so gar großer Unterschied bestehe, namentlich wenn jenes eben von Gott besessen sei, d. h. etwas Außergewöhnliches, nur selten Gelingendes und Allen zu gute Kommendes zu leisten in den Stand gesetzt worden ist. — Doch genug der Ueberhebung, in der ich mich jedoch weniger stolz als leidend fühle! —

So werde ich denn für diesmal an Paris geschmiedet bleiben, wo mir es einstweilen so traurig wie möglich geht. So recht zur Verhöhnung meiner Lage ward mir denn in den letzten Tagen noch folgende Prüfung auferlegt. Ein russischer General, Direktor des kaiserlichen Theaters, kam hier an und legte mir diese Alternative vor: Entweder im nächsten September nach Petersburg kommen, den Winter dort bleiben, meinen „Tannhäuser" aufführen, große Konzerte dirigiren, dafür 50,000 Frcs. zugesichert

und die Hälfte sogleich ausbezahlt erhalten: oder garnichts! — Jede von mir vorgeschlagene Combination mit der zu gleicher Zeit hier bevorstehenden Aufführung erwies sich als unmöglich. Für nächstes Jahr wollte mein General sich auf nichts einlassen. Alles beruhte auf dem ehrgeizigen, aber wohlmeinenden Plan eines russischen Freundes, der mich von Paris nach St. Petersburg entführen will und Paris haßt! — Nun Freund: diesmal sprach der freie Wille noch etwas; so ganz und gar um des Geldes willen konnte ich mich nicht verkaufen. Ich blieb Paris treu, nahm das unabsehbare Elend meiner pariser Existenz bis zur Periode der Aufführungen meiner Oper (aus denen den mindesten Vortheil jetzt schon zu ziehen ich garnicht mir einfallen lassen kann, ohne nicht allen mir günstigen Zauber zu vernichten) auf den Rücken, und wanderte nach meiner Newton-Straße zurück. Diese Straße soll nun nächstens, um sie auf gleiches Niveau mit den sie durchschneidenden Boulevards zu bringen, um 3½ Meter tiefer gegraben werden. Dieser abscheuliche Umstand giebt mir die, für meine gegenwärtige Lage gelegene Veranlassung, die Auflösung meines Miethskontraktes durchzusetzen, was mir sogar mit einiger Schadloshaltung gewährt werden muß. Von Oktober an werde ich daher ein kleineres Logis in der Stadt, in größerer Nähe der Oper beziehen und dabei Ruhe und Wohnlichkeit gänzlich aus der Acht lassen, da ich die Muse nun doch für längere Zeit verabschieden mußte. Als ich mir dies letzte Häuschen einrichtete, hatte ich ja auch für Paris nichts Anderes im Sinne, als bald wieder meine Arbeiten vornehmen und dafür ruhig und ungestört wohnen zu können. Nur wenn ich die Muse zu mir zaubern und festhalten will, denke ich aber ernstlich daran, meinen Hausraum mir mit Ruhe und Traulichkeit herzurichten: gebe ich die Muse auf, so hat auch das Alles für mich keinen Sinn mehr. Habe ich Geschäfte zu besorgen, mich müde zu hetzen und halb todt nach Hause zu kommen, so

genügt der engste Winkel, mir dann Ruhe zu geben. Denn diese Ruhe ist etwas weit Geringeres als die Ruhe zum Schaffen. Da ich jetzt nicht arbeite, drückt mich Alles, was nach Unnöthigkeit aussieht; und entsage ich einmal erst jeder Hoffnung, der Muse wieder zu begegnen, so wird Mancher einmal darüber staunen, wie wenig ich in jener anderen Ruhe bedarf. —

Und nun kamen doch noch so herrliche Kupferstiche in mein Haus!*) Ach, Kinder — welch' bittere Thräne rinnt mir doch manchmal über die Wangen! Ja, auch ich, glaubt mir! auch ich sehnte mich wohl nach der Ruhe eines edlen Genießens —: doch das wird mir nie beschieden sein! Ruhe zum Schaffen, oder Ruhe zum Sterben: nur in diesem Sinne kenne ich die Ruhe mir beschieden. Aber, wie gut, daß sich doch das Edle wieder ergänzt: was ich nicht kann, das sollt Ihr, und was Ihr genießt, das genießt Ihr für mich, und in Euch genieße ich es mit. Diese Ruhe ist die edelste Thätigkeit, die Euch beschieden ist. Gewinnen auch Sie sie ganz, mein theurer Freund, und halten Sie sie innigst fest: entfalten Sie Ihre Stirne ganz, und durch das Edle hindurch, daß Sie schauen und genießen, reichen Sie mir hell und klar die Hand!

So begrüße ich diese herrlichen Bilder: sie gelten mir als der anmuthige Schattenriß des sonnigen Genusses, der Euch ward: Ihr bestätigt mir damit das edle, weltentrückende Glück, das Rom Euch gewährte. Wie dankbar nehme ich die sinnige Gabe auf! — Und nun leben Sie wohl für heute! Grüßen Sie die Frau und die Kinder. Möget Ihr Alle wohl und frisch den cisalpinischen Boden wieder betreten haben. Für immer mit treuem Danke

Ihr

Richard Wagner."

---

*) Die Stiche Raphael Morghen's nach den Stanzen von Raphael.

Die Leser erinnern sich, daß Wesendonck dem Meister die vier Theile der Tetralogie abgekauft hatte. Wagner hatte die stipulirten Beträge für die ersten 3 Theile bereits bis zum Frühjahr 1860 ausbezahlt erhalten; danach begreift sich der Zusammenhang mit folgendem Briefe vom 17. Juni 1860 aus Paris:

„Mein Freund!

Ich schicke Ihnen hier eine Quittung, das Geld habe ich richtig erhalten. — Seit dem Zerschlagen meiner Petersburger Unterhandlungen kann ich nicht länger anstehen, Ihnen zu berichten, daß Sie es waren, der, ohne es zu wissen, mir aus der ersten furchtbaren Noth half, in die mich meine drei Pariser Konzerte brachten. Als sich die Nothwendigkeit herausstellte, sofort die Unkosten jener Konzerte, welche sich schließlich über 11,000 Francs beliefen, zu schaffen, — in eben dieser Zeit, wo anderseits mir gemachte Hoffnungen, für diese Konzerte sofort entschädigt zu werden, mir gänzlich zunicht wurden, und Alles auf die äußerste Spitze gespannt war, antworteten mir die Musikverleger, die sich wegen des „Rheingoldes" an mich gewandt hatten, auf meine an sie gestellten Bedingungen ganz unerwartet mit der sofortigen Zusendung des geforderten Honorars in einem Wechsel auf Paris.

Zu gleicher Zeit schrieb man mir aus Petersburg, der Direktor der kaiserlichen Theater werde alsbald nach Paris kommen, um mich gegen bedeutende Vortheile zum nächsten Winter für Petersburg gewinnen zu suchen. — Sie waren fern, und meine Lage war unerhört: die Konzerte, einmal angekündigt, mußten fortgesetzt werden. — Ich verwendete das Rheingoldhonorar in der Voraussetzung, aus den Vortheilen des angekündigten Petersburger Engagements Sie sofort entschädigen zu können: Dann auch erst sollten Sie von dem Vorgefallenen unterrichtet werden.

Auch diese Aussicht ist mir nun neuerdings verschlossen worden. Somit kann ich nicht länger anstehen, Sie nun

in Kenntniß zu setzen. Jede Möglichkeit, Sie durch andere Mittel bald entschädigen zu können, muß ich als illusorisch von mir weisen. Mir bleibt nichts übrig, als Ihnen eine Quittung über den Empfang des zwischen uns stipulirten Preises für das letzte Stück der Nibelungen zuzustellen, wodurch die Summe für das Rheingold als an Sie zurückgezahlt gelten kann. Ich werde auch das letzte Stück noch ausführen; denn wäre mir dies nicht noch vorbehalten, so begriffe ich nicht, welche Bestimmung mich jetzt noch am Leben erhält, wo ich täglich herzlich nach dem Tode verlange.

Es ist sehr möglich, daß Sie mir Vorwürfe zu machen haben; unmöglich aber, daß Sie mir dieselben nicht bis auf eine spätere Periode aufsparen, wo sie nicht mehr dazu dienen können, die größte Lebensbitterkeit, die man empfinden kann, zu vermehren. — Ueber die näheren Bestimmungen der Herausgabe des „Rheingoldes" ein andermal. — Leben Sie wohl und gelangen Sie glücklich nach dem grünen Hügel znrück! —

Ihr R. W."

Am 23. August 1860 schreibt Wagner:

„Bester Freund!

— — In acht Tagen sollen die Proben zu Tannhäuser beginnen, welcher spätestens bis Mitte September heraus soll. Noch bin ich mit der französischen Partitur nicht ganz fertig: ich will eine Scene (zwischeu Venus und Tannhäuser) ganz neu umarbeiten und die Venusberg-Balletscene ganz neu komponiren, kann aber noch nicht dazu kommen, mir von anderen Geschäften den Kopf frei zu machen. Nun unternahm ich in voriger Woche noch auf einige Tage einen Ausflug an den Rhein, um der Prinzessin von Preußen in Baden-Baden meine Aufwartung zu machen, wozu ich durch die Gesandtschaft veranlaßt wurde, nnd worauf ich um so mehr einging, weil ich durch eine persönliche Unterredung am besten mir Gewißheit verschaffen zu können glaubte, ob für meine weiteren

deutschen Unternehmungen auf eine verständnißvolle Mitwirkung dieser Dame zu rechnen sein könnte. Sie hat mir einen guten Eindruck gemacht, äußerte sich lebhaft und verständig und bezeugte mit vieler Wärme mir ihre Anhänglichkeit. Ganz kurz zuvor hatte ich aber so niederschlagende Berichte über den Stand der Berliner Oper erhalten, daß ich mich nicht bewogen fühlte, näher auf das Detail einer Aufführung meiner neuen Werke in Berlin gegen die Prinzessin einzugehen. Der sehr schnell beschlossene Ausflug hatte das Gute für mich, daß er mir Gelegenheit bot, zum ersten Mal den Rhein zu sehen. Ich fuhr mit dem Dampfschiff von Mannheim bis Köln, und verwunderte mich über mich selbst: mich durch die interessante Wanderung noch so angeregt zu finden, wie ich es kaum mehr vermuthet hätte. Der Drachenfels hat bei mir entschieden den Preis gewonnen: er gab der Fahrt einen schönen Schluß. Amüsirt hat es mich, daß ich zu gleicher Zeit in Wiesbaden erwartet wurde, um dort sofort meine Opern aufzuführen: wie ich erfahren, hat alle Welt es für Ernst genommen! Mein Gott, nein! nun kann ich auch noch länger warten, und so pressirt bin ich wahrlich nicht, mich mit der deutschen Opern-Misère zu berühren. Ich habe Wiesbaden garnicht berührt und denke überhaupt in Zukunft sehr Wenig nur noch zu berühren. Von Ergriffenheit beim Wiederbetreten des deutschen Bodens habe ich — leider! — auch nicht das Mindeste verspürt: Gott weiß, ich muß recht kalt geworden sein!

Ich danke Ihrer Frau schönstens für die Schilderung des reichen Anwuchses Ihrer Gemäldegallerie. — Jetzt seien Sie mir nicht böse, wenn ich diese flüchtigen Zeilen schließe, und nehmen Sie sie nur als Zeugniß dafür, daß ich auch in der stärksten Beschäftigung und in der verdrießlichsten Laune nicht aufhöre, Ihrer zu gedenken.

Herzlichen Gruß von Ihrem

Richard Wagner."

Der nächste Brief aus Paris ist Rue d'Aumale, 20. Oktober 1860, datirt:

„Mein theurer Freund!

Sobald ich von Ihnen Nachricht habe, bin ich immer beruhigt, und wenn ich keinen besonderen Grund zu Mittheilungen habe, gebe ich dann eher dem Drange meiner Beschäftigung und dem Drucke einer meist üblen Laune nach, welche beide mich vom Schreiben an Euch abhalten. Wenn Ihr aber schweigt, so werde ich unruhig und schreibe Euch dann, nicht weil ich Wichtiges und Gutes zu melden hätte, sondern nur um zu erfahren, warum Ihr mich durch Schweigen ängstigt! Lassen Sie sich das recht herzlich gesagt sein! Am 1. Oktober schrieb ich an Ihre Frau; ich bin sehr betrübt, seitdem keine Nachricht erhalten zu haben, ich hoffte bei meinem angekündigten Einzug in meine neue Wohnung wenigstens ein Willkommen vorzufinden. — Glaubt mir doch nur, Kinder, daß meine Heimath bei Euch ist, und daß ich in der Fremde bin und nur heimisch mich fühle, wenn ich mich auf dem „grünen Hügel" geborgen weiß! Verzeiht mir auch mein kärgliches Schreiben in letzter Zeit! Glauben Sie mir, daß ich ein ganz unerhörtes Leben durchmache; zu ganz kurzen Zeilen kann ich mich nicht gern entschließen. So will ich nur einen Ueberblick über meine letzten Wochen geben. — Nachdem ich eine schriftstellerische Arbeit vollendet, deren Verlag, Druck, Korrektur (Uebersetzung ungerechnet) ewige Umständlichkeiten und Besorgungen veranlaßte,*) hatte ich mich aus allen Kräften zusammenzunehmen, um eine große, höchst schwierige Scene des „Tannhäuser" ganz neu zu komponiren; hier, zwischen Verdrießlichkeiten mit meinem Propriétär und Advokaten, Sorgen der peinlichsten Art; endlich ein Umzug, bei welchem ich der einzige französisch Sprechen Könnende

* Es waren seine vier Operndichtungen: Holländer, Tannhäuser, Lohengrin und Tristan, ins Französische übersetzt, nebst dem Briefe „über Zukunftsmusik" als Vorwort.

auf meiner Seite war. Doch war ich mit meiner Scene so weit gekommen, daß ich nur noch zwei Tage zur Vollendung brauchte; ich mußte mich fügen und den Umzug vor sich gehen lassen, da die ältere Wohnung bereits unbewohnlich war. Hierdurch eine Unterbrechung der allerwiderlichsten Art, die mir allen Schlaf der Nächte raubte. Endlich — vorgestern — habe ich's abgetrotzt und die Scene vollendet. Nun rechnen Sie hierzu aber seit vier Wochen tägliche Proben vom Tannhäuser!! — tägliche Konferenzen mit Dekorationsmalern, Regisseur, Costumier zc. — Sie denken sich wohl, wie bei dem übermäßigen Ernste, den ich jeder meiner Beschäftigungen gebe, dies mich angreift! — Nun bin ich denn in der eigentlichen Stadt, in einer verhältnißmäßig stillen Straße, nicht sehr weit von der Oper. Vieles wird mir dadurch leichter, und die Wohnung selbst, nicht sehr geräumig, ist doch wieder wohnlich eingerichtet, und — es muß nun einmal wieder gehen! — Meine Haupttendenz für meine Lebensweise geht daraufhin, soviel wie möglich schnell auf einmal abzuthun, um dann mich isolirt in meiner Klause halten zu können. Seit dieser Nacht stellt sich auch der Schlaf wieder etwas ein. —

Nun — angenehme Nachrichten! An der Oper studirt man den Tannhäuser mit einem Eifer, einem Ernst, einer Genauigkeit und Sorgsamkeit, die mir als das immer gewünschte Muster eines solchen Studiums als unerreichbar gegolten haben. Diese Pünktlichkeit und minutiöseste Sorgsamkeit auf jedes Detail verwendet, habe ich bei einem Institute noch nie auch nur annähernd kennen gelernt: mein deutscher Sänger Niemann reißt die Augen auf und gesteht, nun erst seine Partie kennen zu lernen. Außer der ungemeinen Vortrefflichkeit der ganzen Institutionen der Oper, habe ich namentlich die persönliche außerordentliche Befähigung der Vorgesetzten zu loben: vor Allem ist der Directeur du Chant, welcher die Sänger am Klaviere einstudirt, ganz unschätzbar. Alles Technische

des Studiums wird mit einer unvergleichlichen Genauigkeit und Sauberkeit erledigt, die mindesten Unebenheiten des Textes u. s. w. auf das Feinste ausgeglichen (der Uebersetzer ist stets zugegen), so daß ich eben nur dem technisch ganz Vollendeten den eigentlichen Geist einzuhauchen habe. Ich erkläre es laut, daß so wohl es mir nie geworden, und in Deutschland gewiß auch nie wieder werden wird. Dasselbe gilt von jedem Theil der vorbereiteten Aufführung: Dekorationen und alles die Mise en Scène Betreffende wird das Ideal meiner Wüusche in diesem Bezug vollkommen erreichen. — Dazu finde ich bei Allen und Jeden einen so vollständig guten Willen, einen so ganz ungekannten Fleiß, daß ich mit solchen Dispositionen die feinsten Schwierigkeiten zu überwinden sicher bin und somit mein Werk in der höchsten Vollständigkeit gebe, wie ich es nie nur versucht habe.

Unter solchen Voraussichten kann ich Euch, beste Kinder, mit gutem Gewissen zureden, Euch den Tannhäuser in Paris diesen Winter anzusehen! Es wird das Vollendetste, was ich Euch als Aufführung wohl je werde bieten können. Ich rechne mit Sicherheit und inniger Zuversicht auf Euch zu dieser Gelegenheit! Vorläufig heißt es noch, die Aufführung solle im Dezember stattfinden, doch kann es leicht wohl bis Januar dauern. Bestimmtes hierüber erfahren Sie — sobald es sich feststellt!

So schließe ich denn diese eilige Mittheilung mit dem unglaublich wohlthuenden Gefühle, mit der bestehenden Arbeit mir Eure theure Gegenwart erwerben zu können, und füge dem nichts weiter als Antwort Ihrer letzten Mittheilungen bei, als daß Alles, was Sie mir meldeten, mich auf das Innigste anging. — Adieu! Adieu!

Ihr

Richard Wagner."

Im November wurde Wagner, bei seiner übermäßigen Anstrengung, von einer bedenklichen Krankheit befallen,

welche die Entwickelung einer Gehirnentzündung befürchten ließ. Glücklicher Weise hatte er damals seine Frau nach Paris kommen lassen, die ihn nun pflegte. — Da bittet er (am 6. Dezember) den Freund um Hülfe:

„Mein Freund!

— — Durch meine Krankheit hat sich denn doch der Tannhäuser verzögert: ich habe Alles erschöpft und bin selbst aufs Aeußerste erschöpft; das ersehen Sie wohl daraus, daß ich mich endlich doch wieder an Sie wende, den ich für immer verschonen sollte! Doch bin ich sicher, Ihnen das Gewünschte zu Ostern zurückzahlen zu können und dies erleichtert meinen Schritt etwas. — Eines aber bitte ich vor Allem: ist es Ihnen augenblicklich beschwerlich, oder müßte Sie die Gewährung meiner Bitte in die mindeste üble Laune versetzen, so ignoriren Sie sie gänzlich und antworten mir gar nicht darauf.

Seit 8 Tagen fasse ich wieder Muth; meine Kräfte beginnen zurückzukehren. Es war eine Mahnung! — Seien Sie wohl, und behalten auch Sie guten Muth in schwerer Zeit.

Von Herzen

Ihr

Richard Wagner."

Der Freund sandte das Erbetene sofort, und Wagner dankt ihm dafür in seinem Schreiben vom 16. Dezember:

„Bester Freund!

— — Wirklich habe ich ziemlich wieder meine alte Elasticität gewonnen: leider gehen die — sogleich wie mit Ungeduld sich wieder einstellenden — Anstrengungen etwas über die Kräfte des Reconvalescenten. Wo und wann ich mich einmal erholen soll, mag Gott wissen: für jetzt helfe ich mir auf Wunsch des Arztes mit allerhand kräftigender Diät. Meine Beschäftigung ist ganz unglaublich; das

Allerschlimmste aber ist, daß ich immer noch in großem Rückstand mit meinen Kompositionsarbeiten bin. Die erste Tanzscene im Venusberg fehlt noch ganz, und keine Idee habe ich noch, wie ich sie machen will. Dazu dieses absorbirende Paris, in dem ich mich zwar als Einsiedler halte, doch aber nicht verhindern kann, daß man sich von Seiten her um mich bekümmert, gegen die ich mich nicht ganz abstoßend verhalten kann.

In dem Studium des Tannhäuser ist durch meine mehrwöchentliche Krankheit nun denn doch eine Verzögerung eingetreten, doch rechne ich immer noch auf die letzte Woche des Januar, nämlich wenn ich durch ein Wunder noch meine Kompositionen zur rechten Zeit fertig bekomme. Jetzt beginnen wir mit Vorbereitungen zur eigentlichen Mise en Scène; d. h. in einem mit einer Bühne versehenen Foyer werden die feineren Züge und die Hauptmomente des dramatischen Spieles festgestellt. Bereits ist in dieser Art die neue Scene mit Venus und Tannhäuser geordnet; sie macht einen außerordentlichen Eindruck. Beide werden vortrefflich sein. — Bald denken wir dann auf die wirkliche Scene hinabzusteigen; dann kommt auch (als Letztes) das Orchester dazu, das bisher für sich einstudirt wird. Meine Macht dauert ununterbrochen fort und ist jetzt eher stärker als früher, da die Fürstin Metternich (welche mir immer ergebener wird) und Walewski, der Staatsminister, besonders befreundet sind. — Also — wie Gott will! —

Grüßen Sie herzlich Ihre Frau und sagen Sie ihr, ich hätte heute einen glücklichen Sonntag gefeiert, nämlich ganz in Arbeit, ohne auszugehen und ohne Jemand zu empfangen!

Und herzlichen Gruß an Sie, mein lieber Freund! Bald mehr!

Ihr

Richard Wagner."

Vom Jahre 1861 findet sich ein Brief vor, der zur Zeit der letzten Proben zur Tannhäuser-Aufführung, etwa im Januar, geschrieben wurde:

„Bester Freund!

Ein Schelm giebt mehr als er hat; ich glaube soeben über zwei Minuten disponiren zu können, sie sollen Ihnen eine lakonische Notiz von mir bringen.

Darüber, daß ich mich gegenwärtig übermenschlich anstrenge, lassen Sie also keinen Zweifel aufkommen. Gestern, nach durchwachter Nacht, früh $2^1/_2$ Uhr, beendigte ich erst den Rest meiner neuen Kompositionen zu „Tannhäuser“; und am selben Tage gewann ich die Nöthigung zu dem Entschlusse, noch eine Aenderung im Sängerkrieg vorzunehmen, zu der ich freien Kopfes bedarf. Früh am Tage, und 4 mal wöchentlich Abends: Probe. Außerdem — altes Lied — Alles und Jedes Accessoir selbst besorgen: heute früh um 11 Uhr Probe mit den Hornisten zur Jagdmusik, in Paris eigentlich garnicht aufzutreiben, endlich doch möglich gemacht durch persönlichste Bemühungen der erdenklichsten Art. Entsetzliche Schwerfälligkeit des ganzen Ganges eines Wagens mit unendlich vielen Rädern, ohne Kutscher! Ueberall muß ich sein; denn Vieles, ja Alles ist den Leuten ungewohnt! Spezial-Proben oder persönliche Schindereien (wenn Sie wollen) mit den Sängern, die nun alle fühlen, was sie erst Alles noch von mir lernen müssen. Dazu wachsender Andrang von Unabweislichkeiten! — Mein Bestehen dabei — ein reines Wunder! Die Aufführung am 15. bis 20. Februar. Kommen Sie selbst, so soll mir das eine große Freude sein! Ich bedarf des Angenehmen — glauben Sie das!

Ich hoffe auf eine schöne, sehr vollendete, wenn auch nicht durchgehends von den durchaus entsprechenden Talenten (unvorhanden!) wiedergegebene Aufführung. Meine neuen Arbeiten dazu sind sehr bedeutend ausgefallen

und machen mir die erwartete Ausführung selbst sehr interessant. —

Ich muß fort zu einer Mise en Scène der Figuration des Empfanges der Gäste auf der Wartburg. Abends 7 Uhr große Orchesterprobe. Vor Tisch, noch um 4 Uhr eine Konzertkommissions-Sitzung, zu der ich muß, um Liszt's Auftreten in Paris zu sichern. Adieu! Tausend Grüße!

Ihr R. W."

Am 8. Februar schreibt der Meister:

„Lieber Freund,

ich hoffe während der fetten Carnevalstage, wo wir nicht probiren können, endlich etwas Luft zu gewinnen, um dann auch einmal Ihrer Frau, der ich seit lange eine Antwort schulde, ordentlich zu schreiben. Ihre heute soeben erhaltenen Zeilen veranlassen mich, Ihnen sofort eine kurze Notiz zukommen zu lassen.

Die erste Aufführung ist definitiv auf den 22. Februar angesetzt. Diese Zeit ist vollkommen genügend, und nur ganz unvorhergesehene Störungen könnten einen kurzen Aufschub herbeiführen. — Kommen Sie also getrost und nehmen Sie an, daß ich Sie sogleich davon benachrichtigen würde, sobald ein Aufschub sich ereignete. Haben Sie Gründe, die Sie wünschen machen, nicht jetzt in der bösen Jahreszeit die garstige Reise zu machen, so stünden Ihnen später, im freundlicheren Frühjahr, immer noch genug Aufführungen zu Gebote; denn „Tannhäuser" spielt mindestens bis Ende Mai — Niemann's Kontraktzeit — wohl fast ununterbrochen.)

Daß Sie mir sogleich generös zu Hülfe kommen wollten, war ganz Freundes würdig; ich komme bei meiner jetzigen unerhörten Anstrengung nicht dazu, meine Lage mir klar zu überlegen; auch dazu werde ich Zeit erhalten, und im Nothfall Ihres freundlichen Anerbietens gedenk sein. Jetzt bin ich in diesem Bezug völlig begriffslos!

Kürzlich büßte ich, sehr ausnahmsweise eine Einladung zum Diner angenommen zu haben; ich befand mich sehr schlecht danach. Nur völligste Ruhe kann nach meinen Anstrengungen mir einigermaßen aufhelfen; worin diese alle bestehen, erfahren Sie bald wohl genauer. Genug wenn ich Ihnen sage, daß eine von 1 Uhr bis 8 Uhr des Morgens durchschlafene Nacht für mich ein ideales Glück ist, das ich nur in höchst seltenen Fällen genieße. —

Und nun tausend herzliche Grüße! Frau Mathilde soll in den jours gras einen Brief von dem Undankbaren erwarten. Leben Sie schönstens wohl.

Ihr

Richard Wagner."

Erst Mitte März 1861 begannen die Aufführungen des „Tannhäuser" in Paris, welche bekanntlich einer pöbelhaften Verhöhnung durch Auspfeifen seitens einer Clique begegneten und, in Folge dessen nach der dritten Vorstellung (am 24. März) vom Autor ein für allemal durch Zurückziehung der Partitur aufgehoben wurden.

Da Wagner die Aufführungen in den Briefen an Wesendonck garnicht berührt, so möge statt dessen hier der kurze Bericht einer Augenzeugin, und zwar einer Freundin des Wagner'schen Ehepaares — des Fräulein von Meysenbug — folgen, welcher sich in deren „Memoiren einer Idealistin" vorfindet. Den ausführlichen und erschöpfenden Bericht des Meisters selbst über die Vorgänge in Paris finden die Leser in seinen Werken, Band VII, dargelegt.

„Bei der Vorprobe" — erzählt Fräulein von Meysenbug — „ging Alles wunderschön, und nach dem herrlichen Sextett, wo die Minnesänger den wiedergefundenen Tannhäuser begrüßen, erhob sich das Orchester wie ein Mann und brachte Wagner ein freudiges Hoch der Begeisterung aus. Es war 1 Uhr in der Nacht, als die Probe zu Ende ging. Wagner war freudig erregt, weil Alles so Herrliches zu versprechen schien, und er forderte seine Frau auf, in der

Maison d'or du Boulevard des Italiens ein Abendbrod einzunehmen. Wir saßen in einem kleinen Zimmer für uns allein. Es war eine schöne Nachtstunde, die der herrlichen Probe folgte. Wagner erzählte uns unter Anderem, wie er der jungen Marie Sachs, die er ihrer prächtigen Stimme wegen für die Elisabeth gewählt hatte, obgleich sie noch ganz Anfängerin war, diese idealisch schöne Partie erklärt habe, u. A. die Stelle, wie sie mit stummer Gebärde auf die Anfrage Wolframs, ob er sie begleiten dürfe, zu antworten habe: „ich danke dir für deine zarte Freundschaft, aber mein Weg geht dorthin, wohin mich Keiner begleiten kann."

„Kurz nach dieser schönen Probe jedoch trübten sich leider die Aussichten auf ein schönes Gelingen. Die schadenfrohen Kobolde, die so gern einen idealen Moment im Menschenleben vereiteln, waren geschäftig und bliesen von allen Seiten Wolken des Mißmuths, des Neides und der Ungunst auf. Die Claque, die sonst von jedem Komponisten förmlich engagirt wurde, war von Wagner geradezu verbannt und schäumte natürlich vor Wuth! Dann aber waren die jungen Pariser Löwen, die Herren vom Jockey-Club, empört, daß kein Ballet in der gewöhnlichen Form und zu der gewöhnlichen Zeit, d. h. im zweiten Akt, stattfinde. Was lag diesen vornehmen Wüstlingen an der Aufführung eines keuschen Kunstwerks, welches den Sieg der heiligen Liebe über den Sinnenrausch feiert? Sie mußten es, noch ehe sie es gehört hatten, hassen und verdammen; es war ja das Gottesurtheil ihrer inneren Gemeinheit, ihrer maßlosen Verdorbenheit. Sie kauften sich im Voraus kleine Pfeifen, mittelst deren sie ihr Kunsturtheil abgeben wollten. So zogen sich die Wolken immer drohender zusammen, und mit Bangen ging ich in die Generalprobe, in die ich auch Olga*)

*) Das ihrer Erziehung anvertraute Töchterchen Alexander Herzens, der damals in London lebte.

mitnahm, weil ich wollte, daß sie am Größten und Schönsten die Kunst lieben lernen sollte. Die Probe ging ohne äußere Störung vor sich. Das zahlreiche Auditorium bestand zum größten Theil aus Freunden, unter denen die Fürstin Metternich sich mit lebhaften Beifallsbezeugungen hervorthat. Mir war es ein himmlischer Abend, denn mir brachte er das Langersehnte; und obwohl ich fühlte, das Vieles in der Aufführung zu wünschen übrig blieb, und daß sie Wagner nicht befriedigen würde, so war Manches doch sehr schön, und ich hatte doch nun einen Eindruck des Ganzen, der meine Ahnung bestätigte. Auch auf die kleine Olga wirkte der Zauber, wie ich gehofft; sie saß in Andacht und Begeisterung versunken ohne zu ermüden, obgleich es spät in der Nacht war als die Probe endete. Beim Herausgehen traf ich Wagner, der auf seine Frau wartete. Ich sah es an den Wolken des Unmuths auf seiner Stirn, wie wenig er befriedigt war, und wie wenig er von dieser Aufführung den Sieg über die feindlichen Mächte hoffte. Ein Tag aufregender Erwartung verstrich, dann kam der Tag der Aufführung."

„Ich war mit befreundeten Damen und mit Olga in einer Loge. Die Ouvertüre und der erste Akt verliefen ohne Störung, und obwohl die Anordnung des gespenstischen Götterreigens im Venusberg weit hinter Wagner's Idee zurückblieb, und die Grazien im rosa Balletkleide erschienen, so war es doch so, daß ich aufathmete und hoffte: die Befürchtungen würden zu Schanden werden. Aber bei der Wandlung der Szene, bei dem hinreißend poetischen Wechsel aus dem wüsten Bachanal da unten in die reine Morgenstille des Thüringer Waldthals, bei den Klängen der Schalmey und des Hirtenliedes, brach plötzlich der lange vorbereitete Angriff aus, und ein gewaltiges Pfeifen und Lärmen unterbrach die Musik. Natürlich blieb auch die Gegenpartei nicht unthätig, d. h. die Freunde und der Theil des Publikums, welcher ruhig hören und dann entscheiden wollte. Da sie numerisch doch die stärkere war,

behielt sie auch den Sieg; die Aufführung ging weiter, die Sänger blieben unerschrocken und thaten ihr Bestes. Allein es dauerte nicht lange, so fing auch der Lärm wieder an. Ebenso der Protest der Gutgesinnten, die auch schließlich immer den Sieg behielten, so daß die Aufführung völlig zu Ende kam. Aber freilich, sie war so grausam gestört und zerstückelt, daß auch den Wohlwollendsten nicht die Möglichkeit geworden war, sich eine richtige Vorstellung des Ganzen zu bilden."

„Am folgenden Tage ging ich zu Wagner's. Ich fand ihn männlich gefaßt, und so sehr war dies der Fall, daß auch die wüthendsten Journale in dem Kampf, der gleichzeitig in der Presse entbrannte, es bekannten: daß er sich am Abend der Aufführung dem Sturm gegenüber auf das Würdevollste verhalten habe. Er hatte von Anfang an den Vorsatz, die Partitur zurückzuziehen und eine weitere Aufführung unmöglich zu machen. Wir Alle — die nächsten Freunde — stimmten dagegen, da wir bestimmt hofften, daß die Sache durchdringen müsse."

„So kam die zweite Aufführung heran. Die feindliche Partei hatte sich noch entschiedener gerüstet, aber ebenso auch die der Freunde. Der Kampf wurde ein noch viel erbitterterer als das erste Mal. Ich war mit Wagner's Frau und einer ungarischen Dame in einer Loge. Neben uns waren Franzosen, die sich besonders durch Pfeifen, Zischen und Schreien hervorthaten. Ich war völlig außer mir vor Empörung, und machte nun auch laut in französischer Sprache meinem Zorne Luft. „Das ist das Publikum, welches sich anmaßt, der Welt vorzuschreiben, was Geschmack, was schön und vortrefflich sei? Ein Haufen Straßenbuben ist es, der nicht einmal Lebensart genug hat, Leuten, die anders denken, Ruhe und Muße zum Hören zu geben." In dieser Weise sprach ich ganz laut, so daß Frau Wagner mir ganz erschrocken zuflüsterte: „Mein Gott, Sie sind zu kühn, Sie werden sich Unannehmlichkeiten zuziehen." Ich dachte aber an nichts,

als an meinen Zorn und meine Verachtung eines solchen Publikums, und endlich wandte ich mich direkt an die Nachbarn und sagte: „Meine Herren, wenn Sie auch auf nichts Anderes Rücksicht nehmen, so bedenken Sie wenigstens, daß die Frau des Komponisten hier neben Ihnen sitzt.“ Sie wurden einen Augenblick lang stutzig und etwas stiller. Dann aber fingen sie von Neuem an. Dennoch gelang es auch diesmal nicht, den Vorhang zum Fallen zu bringen, und die Aufführung wurde bis zum Ende durchgeführt.“

„Wagner war nun noch mehr geneigt, fernerem Skandale Einhalt zu thun, aber wir Andern alle stimmten für die dritte Wiederholung. Sie sollte mit aufgehobenem Abonnement stattfinden, und wir hofften nun gewiß, die Ruhestörer würden fern bleiben und nur das Publikum, welches wirklich hören wollte, würde kommen. Wagner hatte jedoch beschlossen, diesmal nicht hinein zu gehen, um sich die unnütze Aufregung zu ersparen. Das Gleiche that seine Frau. Ich hatte eine Loge genommen, um Olga und die junge, bei uns wohnende Marie mitzunehmen. Ich hoffte, sie würden von dieser Vorstellung einen ungestörten Genuß haben. Leider aber kam es anders! Die Ruhestörer hatten sich noch zahlreicher eingefunden, um ihr Werk fortzusetzen, und waren sogar gegen ihre Gewohnheit von Anfang an da. Die Sänger benahmen sich wirklich heldenmüthig; sie mußten oft fünfzehn Minuten lang anhalten, um den Sturm, der im Publikum tobte, vorüber zu lassen. Aber sie standen ruhig, sahen unerschüttert ins Publikum hinein, und sowie es stille wurde, nahmen sie ihren Gesang wieder auf und führten auch diesmal die Vorstellung zu Ende, obgleich das wahnsinnige Toben natürlich jede Freude an den einzelnen guten Leistungen und schönen scenischen Effekten verdarb. Die kleine Olga war ebenso leidenschaftlich erregt, wie ich. Sie hatte bereits eine große Verehrung für Wagner und war in den Tiefen ihrer jungen Seele bewegt von dieser Musik, mit der sie

eigentlich in das Reich der Töne eintrat. Dieselbe übte eine so entschiedene, wunderbare Macht über sie, daß mir daran von Neuem die innere Wahrhaftigkeit derselben klar wurde. Olga mischte sich mit wahrer Wuth in den leidenschaftlichen Kampf der Parteien, lehnte sich über die Brüstung der Loge und rief mit aller Kraft „à la porte, à la porte!“, indem sie auf die pfeifenden Herren zeigte. Zwei Herren, die neben uns in der Loge waren, schienen ganz entzückt von dem Eifer des Kindes und sagten mehrere Mal: „Elle est charmante!“

„Es war 2 Uhr Nachts, als wir mit mehreren Freunden zu Wagner's gingen, die jedenfalls eines Berichtes harrten. Sie saßen gemüthlich beim Thee, und Wagner rauchte eine Pfeife. Er empfing die Nachricht des abermaligen, und zwar des erbittertsten Kampfes von allen, mit Lächeln und scherzte mit Olga, indem er sagte: „er habe gehört: sie hätte ihn ausgepfiffen!“ Aber am Zittern seiner Hand, als er mir dieselbe reichte, fühlte ich, daß das unnatürliche, häßliche Begebniß ihn dennoch tief erregt hatte. Wenn auch alles Unschöne, Rohe, Hassenswerthe des Vorganges auf das Publikum zurückfiel, das sich eines solchen Betragens schuldig gemacht hatte, so war doch nun wieder eine Hoffnung für ihn dahin, und der rauhe Lebensweg, der sich gar nicht ebnen wollte, lag wieder düster, mühevoll und hoffnungslos vor ihm! Das zerschnitt mir das Herz um so mehr, als alle Bemühungen, da zu helfen, fruchtlos blieben. — Wagner zog nun selbstverständlich die Partitur zurück, und so war dem Kampf auf dem Theater ein Ziel gesetzt. In der Presse und in der Gesellschaft dauerte derselbe wochenlang in erbitterter Weise fort. Seit Gluck's Zeiten war etwas Aehnliches nicht dagewesen. Sehr vereinzelt waren die Stimmen, die das Benehmen des Publikums rügten, aber sie kamen doch von nicht unbedeutender Seite. Unter Anderm schrieb der alte Jules Janin einen sehr graziösen Artikel. Ich schickte einen Bericht der Vorgänge nach England, der auch in

der „Daily News“ gedruckt wurde, und den mir Klindworth bei meiner Rückkehr nach England, ohne zu wissen von wem er sei, mit großer Freude zeigte.“

„Wagner reiste bald darauf nach Karlsruhe, wohin ihn ein ehrender Ruf des Großherzogs führte. Dann ging er nach Wien, wo er zum ersten Mal seinen Lohengrin, den das deutsche Publikum längst kannte, aufgeführt sah, und zwar zu seiner innigsten Zufriedenheit, wie er an seine Frau schrieb, die mir den Brief mittheilte. Dort wurden ihm die enthusiastischsten Ovationen zu Theil, die recht eigentlich als eine Gegendemonstration gegen das Pariser Verfahren anzusehen waren. Ich war glücklich über das Gute, was ihm nach so vielem Herben und Abscheulichen widerfuhr!“*) —

Drei Monate nach der in Paris erfahrenen entsetzlichen Täuschung für den Meister, schrieb Derselbe von dort aus (am 25. Juni) an Wesendonck:

„Wie geht es Ihnen, lieber Freund? Ich weiß, wie großen Sorgen auch Sie gegenwärtig ausgesetzt sind, und denke nicht ganz ohne Bangigkeit an Sie, namentlich wenn ich nichts von Ihnen höre. Lassen Sie mich bald etwas erfahren!

Ich verlebe jetzt eine höchst niederdrückende Zeit: mein Inneres ist voll Bitterkeit, so daß kaum die Sorge noch Raum hat. Mein ganzes Leben und Wirken kommt mir recht vergebens und unnütz vor, und ich scheine dem zu viel Ernst geliehen zu haben, was der Welt am Ende doch nur ein Spiel dünkt. In dieser bangen Zeit, wo jeder Entschluß mir unmöglich gemacht ist, ich aber auch

*) In der Zeitschrift „Cosmopolis“ für 1896, Augustheft, veröffentlichte Frl. v. Meysenbug unter der Ueberschrift „Genius und Welt“ mehrere sehr interessante, von Wagner in den sechziger Jahren an sie gerichtete Briefe, welche eine werthvolle Ergänzung der hier mitgetheilten Berichte aus des Meisters Leben bieten.

unfähig zu jeder geistigen Thätigkeit bin, kommt noch Alles zusammen, mir weh zu thun! Vorgestern, ganz plötzlich und auf fast räthselhafte Weise, starb das liebe, gute Hündchen, das ich einst von Ihnen ins Haus geschickt bekam. Ich hatte mich an das sanfte Thier so sehr gewöhnt, und die Art seines Todes, Alles — hat mich sehr betrübt. Ich weiß, Sie wollen Neigung zu Thieren nicht zugeben; wie ich nun aber einmal bin, werden Sie begreifen, daß mir dieser Verlust — gerade noch unter den jetzigen Umständen — eigenthümlich nahe ging.

Wär' ich nur erst aus diesem Paris fort, wo ich doch nun nichts wie Unglück erfahren! Gegen Mitte nächsten Monats muß ich es mit Gewalt zu bewerkstelligen suchen. Wie, wo — sonst? Ach Gott, es ist mir Alles so sehr gleichgültig. Ich habe einmal nirgends Wurzeln, und jedes Heimgefühl wird mir immer fremder! —

Wie Unrecht thue ich, Ihnen hier vorzuklagen! Leider kann ich nichts Anderes hervorbringen, wenn ich von mir reden soll. Aber das wollte ich auch nicht, sondern gewiß nur wissen, wie es Ihnen ergeht. Ich weiß, welch' schwere Sorgen jetzt auf Ihnen liegen, und mache mir, da ich nichts erfahre und überhaupt zu bangen Vorstellungen einzig geneigt bin, darüber ebenfalls trübe Gedanken; denn das glauben Sie wohl, wenn ich noch irgend Heimgefühle habe, so beziehen sie sich dahin, wo ich mich einst so wohlbehütet fühlte. Also — nichts weiter auf diese Zeilen, als eine Nachricht über Ihr Ergehen! Darum bitte ich!

Mit herzlichen Grüßen an Ihre liebe Frau,

Ihr treu ergebener

Richard Wagner."

Als Wagner, gegen Ende 1861, von Wien aus die damals in Venedig sich aufhaltenden Freunde besuchte und seine traurigen Verhältnisse mit ihnen besprach, erinnerte ihn Frau Wesendonck daran, daß er ihr einst den Entwurf zu einer komischen Oper (die Meistersinger von Nürnberg) zum Geschenk gemacht habe*). Beseligt durch den Gedanken, sich wieder dem ihm eigensten Schaffen hingeben zu können, rief der Meister hier aufathmend aus: „Das ist ein Gedanke! Schicken Sie mir das Manuskript sofort nach Wien!" — Drei Wochen später war die Dichtung vollendet und alsbald auch in den Händen der Freundin. — So schuf der Meister in einer Zeit der bittersten Lebenserfahrungen dieses wunderbar heitere und gemüthvolle Drama, welches gegenwärtig alle Welt entzückt.

Um in stiller Abgeschiedenheit die Arbeit an den „Meistersingern" weiterführen zu können und gleichzeitig in der Nähe seines Verlegers, Schott in Mainz, zu weilen, hielt sich Wagner im Jahre 1862 in Bieberich am Rheine auf. Am 21. Juli d. J. wendete er sich, nach einer niederschlagenden Konferenz mit seinem Verleger, nochmals bittend an Wesendonck: ihm in seiner äußersten Noth auszuhelfen, in welcher er auch für seine leidende Frau der Mittel bedurfte, um für ihre bevorstehende Niederlassung in

*) Die Allgemeine Musik-Zeitung, Jahrgang XXII, enthält in Nr. 47 meinen Bericht über diesen frühzeitigen Entwurf aus dem Jahre 1845. A. H.

Dresden Unterstützung zu schaffen. Der Brief enhält nur Folgendes uns Interessirende:

„In diesen Tagen habe ich viel Besuch hier: Bülow's sind auf zwei Monate da; zu ihnen haben sich für einige Zeit Schnorr von Carolsfeld (der Sohn, Tenorist) nebst Frau gesellt, denen ich den „Tristan" einstudire, welchen sie diesen Winter in Dresden herauszubringen hoffen. — Mit der Arbeit (Meistersinger) geht es gut, aber leider so langsam, daß ich sehr trübe für meine nächste Lebenslage besorgt bleiben muß." —

Der Freund half ihm treulich aus, und darauf schrieb ihm Wagner am 26. Juli:

„Lieber Wesendonck!

Bereits wirkte der Entschluß, mich um Hülfe an Sie gewandt zu haben, sehr beruhigend auf meine Lage und Stimmung, weil ich aus der Erfahrung Ihre — trotz aller mir gebrachten Opfer, ungeschmälerte Langmuth und Ausdauer, betreffs Ihrer Theilnahme für meine sonderbaren und ebenso anhaltenden Lebensmühen, kenne.

Ueber den Stand meiner Arbeit lassen Sie sich kurz berichten. Als ich sie angriff, gab ich mich der Hoffnung hin, sie in vorzüglicher Schnelle beenden zu können, so daß sie noch für den bevorstehenden Winter den Theatern übergeben werden könnte. Theils war ich von Sorgen und Kummer aller Art so sehr gefangen, daß ich an und für sich auf lange Zeit zur Produktion unfähig war, theils aber lernte ich auch bald mein eigenthümliches Verhalten zu meinen jetzigen Arbeiten (die ich nun einmal durchaus nicht flüchtig machen kann, sondern an denen ich nur soweit Gefallen finden darf, als ich das kleinste Detail davon nur guten Einfällen verdanke, und es demgemäß ausarbeite) — so fest und unveränderlich erkennen, daß ich auf eine nur so hingeworfene, skizzenhafte Arbeit, wie sie einzig in

der kurzen Zeit möglich gewesen wäre, verzichten mußte! — Jetzt nun: durch Sie, habe ich Luft und Aussicht gewonnen! Auf die Wiener Aufführung des „Tristan“, die im Spätherbst stattfinden soll, gebe ich nicht viel; doch gedenke ich bis dahin etwa mit der vollen Hälfte meines Werkes fertig zu sein. Gegenwärtig bin ich im Finale des ersten Aktes begriffen. Zuletzt wurde ich durch die Beschäftigung mit Schnorr's, die 14 Tage hier waren, und die mit großem Erfolge den „Tristan“ bei mir studirten, sehr aus der zu meiner Arbeit nöthigen Stimmung gerissen, und kann jetzt nur eben das Fertige instrumentiren. — Nun kann ich mich aber wieder sammeln und — Dank Ihrer neu bewährten Freundschaft! — hoffe ich nun auf ein kräftiges Wiederaufnehmen der Arbeit.

Mein Freund! Die Großherzogin von Baden glaubte in meinem Pogner, den ich mit besonderer Wärme las, eine mir wohlthätige Lebenserfahrung zu erkennen, und forderte mich schließlich auf, auf einen vorzüglichen Repräsentanten für diese Rolle bei meinen Austheilungen zu denken. Ueber diesen Eindruck freute ich mich ganz besonders. Es ist mir wirklich, als ob ich in der Liebe, mit der ich diese Partie — jetzt auch musikalisch — behandelte, einem Freunde ein Monument gesetzt habe!

Gott gebe gute Nachricht von Ihrer armen lieben Frau! Sonst wäre allerdings alles Erquickende und Erheiternde vergebens! — Möge Alles gut enden!

Tausend gute, aber schwere, bange Grüße von

Ihrem

Richard Wagner.“

Bald danach erhielt Wagner den ersehnten Bericht von der Wiedergenesung der Freundin. — Im September bittet er Wesendonck nochmals um Hülfe, die er durch das Meistersinger-Honorar später sicher zurückzugeben erklärt, und es folgt dann sein Brief vom 29. September:

„Wesendonck! Sie sind ein einziger Mensch! Nachdem ich Ihnen zuletzt geschrieben, ward ich plötzlich — zum ersten Mal seit dieser abscheulichen Krisis — ruhig und heiter. Ich dünkte mich auf einmal geborgen! — So: daß ich gestern (noch ohne Nachricht von Ihnen) wieder arbeiten konnte: seit Monaten zum ersten Mal!

Lassen Sie mir die „Walküre" noch ein wenig: ich bin jetzt wieder vollständig einsam und bedarf zu Zeiten derlei Umganges!

Allernächstens bekommt Ihr Nachrichten, und — noch etwas von mir! —

Herzlichste Grüße an die Frau, und innigen Dank für Sie!

Ihr R. W."

Am 21. Dezember 1862 schreibt der Meister von Wien aus: „daß er sich möglichst schone, um Proben und Aufführungen zu seinem Konzerte am 26. dort überstehen zu können". Er fährt dann fort:

— „Zugleich wird fleißig am „Tristan" studirt. In der zweiten Hälfte des Januar könnte wohl auch der etwa zur Aufführung noch fertig werden. Das Debut giebt mir keine guten Aussichten: ich bin elend und lebensüberdrüssig. Komme ich über dies erste Konzert, so wird's denn wohl auch weiter gehen: jetzt aber tauge ich nicht viel.

Zürnen Sie mir um der Kürze dieser Mittheilungen nicht: ich bin auf's Aeußerste erschöpft und in Anspruch genommen!

Herzliche Grüße an das ganze Haus und den grünen Hügel!

Ihr

Richard Wagner."

Im Frühjahr 1864 hatte König Ludwig II. Rich. Wagner nach München berufen und beglückte ihn durch seine innige Verehrung und Freundschaft! Aber es ist ja bekannt, daß dieses Glück von den Feinden im Lande dem Meister nicht lange gegönnt wurde, und daß er im Dezember des folgenden Jahres München wieder verließ. Aus dieser Zeit, und zwar damals, als bereits die drohenden Wolken des Hasses sich über das Geschick des Künstlers zusammenzuziehen begannen, stammt folgender Brief vom 31. Juli 1865:

„Lieber Wesendonck!

Komme ich auch wenig zur Ruhe, um mit einigem Bewußtsein mein vergangenes Leben mir vorzuführen, so genügt es, nur Ihren Namen mir zu nennen, um eine der bedeutendsten Perioden meines Daseins in der Weise deutlich mir zurückzurufen, daß mein Herz, sogleich vom weichsten Dankgefühle durchströmt für Ihre Güte und Freundschaft, freundlich geneigt sich Ihnen zuwende. Wie Ihre Freundschaft, die Opfer Ihrer Fürsorge, mir dennoch keine Ruhe, keinen Frieden bringen konnten, muß ich mir zu erklären suchen: ich verstehe es, wenn ich inne werde, wie kein Verhältniß der Welt, keine Freundschaft, keine Liebe mir wahren Frieden und Ruhe bringen konnten. Ich verstehe die Vergangenheit, in welche auch Sie so nahe verschlungen waren, wenn ich aus den selt-

samen Spannungen und Aufregungen der Gegenwart, in welche die schwärmerischeste, innigste Liebe eines wunderbar begabten königlichen Jünglings zu dem gereiften, ruhesehnsüchtigen Manne sich mächtig eingewoben hat, auf jene Vergangenheit zurückblicke. — Mir ist Fried' und Ruhe nicht beschieden: — das hat denn wohl einen tiefen Grund! —

Aber wie glücklich, wenn ich wenigstens in der Erinnerung Frieden finden kann: lassen Sie mich im Gedanken an die Zeit, wo ich in Ihrem Schutze lebte und schuf, Ruhe erträumen! Es war eine mächtig produktive Zeit; noch sind wir mit den größten Anstrengungen nicht so weit, der Welt zu geben, was damals geschaffen wurde. Die Störung, die mich vor sechs Jahren von Ihnen trieb, hätte vermieden werden sollen: sie hat mein Leben mir so entfremdet, daß Sie selbst, wie ich, mich eigentlich nicht wiedererkannten, als ich mich zuletzt einmal wieder zu Ihnen wandte. Auch dies Schmerzliche hätte mir erspart sein sollen: mir war es, als wäre es möglich gewesen, und schön, sehr schön, ja erhaben wäre es gewesen, wenn es mir erspart worden wäre, — aber das Erhabene darf man nicht fordern, — und ich hatte Unrecht.

Nun hat sich viel mit mir geändert. Es ist Alles ziemlich neu um mich geworden. Doch belebt die neue Welt nur das Streben: die alte Welt neu zu beleben. Auch die „Nibelungen" sollen nun wieder aufgenommen, beendigt und der Welt vorgeführt werden. Was Ihrer großmüthigsten und aufopferungsvollen Theilnahme nicht gelingen sollte, kann jetzt nur ein König zum Ziele führen. Ich habe Ihnen bekannt, daß mein Leben mit meinem Fortgang aus Ihrer Nähe in eine Strömung gerieth, welche alles verschlang, was auf das Gedeihen meines Schaffens berechnet war. Auch die reichlichen Vorschüsse, die Sie mir auf die Herausgabe der Nibelungenwerke

machten, verschlangen sich in einer Verwendung, welche mit diesen Werken in keiner fördernden Beziehung mehr stand. Schon vor einem Jahre mußte ich Sie bitten, jene Vorschüsse als verloren zu betrachten, da sie durch die Herausgabe der Werke selbst in keiner Weise wieder einzubringen wären. Fast muß ich jetzt froh sein, überhaupt sie nur herausgegeben zu sehen: für die „Walküre“, von der ich Ihnen heute ein Exemplar zusende, kann ich von meinem Verleger nichts gewinnen, als eine sehr geringe Abrechnung von den Vorschüssen, welche er mir auf die „Meistersinger“ machte, dem Werke, dessen Vollendung mir jetzt sehr fern liegt. Muß ich Sie jetzt daher bitten, Ihre Ansprüche auf meine Nibelungenarbeiten gänzlich aufzugeben, so will ich doch damit die Hoffnung nicht aufgeben, Ihre Vorschüsse Ihnen selbst dereinst wiedererstatten zu können. Es kann dies natürlich nur durch die Großmuth meines königlichen Freundes möglich werden. Soll ich aber an Wiedererstattung selbst solcher Freundesschulden durch ihn denken, so muß ich nothwendig die günstige Zeit hierfür mit Geduld abwarten, und abzuwarten bitten. Für den Augenblick begreifen Sie, wie vorsichtig ich darin sein muß, den jugendlichen, kaum mündigen Gönner in kein zu großes System der Ausgaben für mich zu verstricken. Bei seinem Feuer faßt er die Aufführung der Werke selbst vor Allem in das Auge; wir gründen eine besondere Schule zur Heranbildung der Darsteller, und ein besonderes Theater soll für die festlichen Vorstellungen erbaut werden. Sie haben zur Genüge wahrgenommen, wie aufregend solche Pläne nach allen Seiten hin wirken, welche Verfolgungen und Bedrohungen diese Entwürfe des jungen Königs mir bereits zugezogen. Ich weiß, daß Sie der Erste sein werden, der mir hier zur Vorsicht und Mäßigkeit räth, und — da es in Ihrer Macht ist — werden gerade Sie gewiß durch Geduld und Nachsicht gern mir darin beistehen, diese Vorsicht und Mäßigung üben zu können. Diese Werke aber, welche

mir nun nie das Mindeste durch den Weg des Verkehrs mit dem Publikum mehr einbringen können, sollen und müssen nun dem Könige von Bayern angehören. Schon „Tristan und Isolde" werde ich nirgends anders je aufführen lassen, — jetzt wohl auch nie mehr selbst in München. Die „Nibelungen" können nur durch den König der Nation als Festgeschenk vorgeführt werden; mit dem eigentlichen Theater, mit dem Spiel auf Gefallen und Mißfallen, Kaufen und Nichtkaufen, hat es ein Ende. Gewiß, lieber Freund, verstehen Sie mich auch gütig und mißdeuten die verständnißvolle Bitte mir nicht, wenn ich Sie herzlich ersuche, dem Vollender und Aufführer des Nibelungenwerkes auch den einzigen Besitz dessen, was daran mein Werk ist, zu gönnen. Verstehen Sie mich und seien Sie mir gütig, wenn ich Sie darum bitte, für den König von Bayern mir die Originalpartitur des „Rheingoldes" welche Sie verwahren, freundlich und mild abzutreten. Der König soll und wird Ihre Rechte auf diese Werke erfahren: ich bin gewiß, daß er Sie nicht ohne Entschädigung läßt. Wenn wir nun diese Wiedererstattung aufsparen, so geschieht es im Vertrauen auf die Güte des alten Freundes, der durch diesen neuen Beweis seiner edlen Gesinnung zum Gedeihen des Schöpfers jener Werke selbst eben in der Weise beitragen soll, daß er Ruhe und Muße gewinnt, der Vollendung und Aufführung sich zu erhalten. Gewiß, Sie zürnen mir nicht und verstehen meine Bitte?

Wie sehr ich auch jetzt, ach! gerade jetzt — nur sanfter und guter Eindrücke bedarf, habe ich Ihnen wohl nicht zu versichern? Welche Mächte über mein Leben walten, um mein Herz zu quälen und selbst mit dem Unerhörtesten zu schrecken, erfahren Sie ja, ohne daß ich es Ihnen besonders mittheile. Träumte ich unter dem herrlichen Eindrucke des Studiums meines „Tristan" wenige Zeit von wirklich glücklicher Krönung meines langen, schmerzensreichen Künstlerlebens, so brauche ich Sie nur daran zu erinnern, daß ich vor 8 Tagen von der Leiche meines edlen,

herrlichen Sängers*) zurückkehrte, um Ihnen zu sagen, wie ich von meinem Glücke denken muß!! —

Viele herzliche Grüße an Ihre liebe Frau. Sie verwahrt für immer, was mehr werth ist, als die zurückerbetene Reinschrift jener Partitur.**) Schmerzt Sie aber dennoch diese Zurückgabe, so stelle ich Ihnen dafür vielleicht etwas zu, was Ihnen doch ein schöner Ersatz dünken soll. Was? —

Leben Sie wohl, bester Wesendonck! Mögen diese Zeilen Sie wohl und guten Muthes antreffen!

Der Ihrige

Richard Wagner."

Der Meister hatte sich in der ihm völlig geneigten Gesinnung seines edlen Freundes keineswegs getäuscht; dies bezeugen die hier mittgetheilten Briefe des Königs und des Künstlers vom August desselben Jahres. Ludwig II. schrieb von Hohenschwangau aus:

„Mein lieber Herr von Wesendonck!

Es drängt mich, Ihnen meinen wärmsten Dank auszusprechen für die gütige Ueberlassung von Wagner's Originalpartitur des Rheingoldes. — Seien Sie überzeugt, daß ich meinerseits nie solchen Anspruch erhoben hätte, der Gedanke mir die kostbare Partitur des herrlichen Werkes zu verschaffen, ging von Wagner selbst aus. — Ich weiß, Sie haben dem mit Noth und unsäglichen Schmerzen ringenden Künstler seiner Zeit ein freundliches Asyl geschaffen, dafür spreche ich

*) Ludwig Schnorr v. Carolsfeld, der im Alter von 29 Jahren am 21. Juli 1865 nach kurzer Krankheit in Dresden gestorben war.

**) Die Skizzen der Musik zum Rheingold, zur Walküre und dem Siegfried, soweit dieser 1865 gediehen war; sie sind auf drei Systemen angedeutet, zur späteren Ausführung der Instrumentirung.

Ihnen, verehrter Herr, meinen innigsten Dank aus, denn Ihrer lebhaften Theilnahme verdanken wir mit die in der Schweiz geschaffenen, unsterblichen Werke Wagner's. — Es war mir ein wahrhaftes Bedürfniß, Ihnen dieses auszusprechen.

Meinen Dank wiederholend, bin ich mit aller Werthschätzung

Ihr sehr geneigter

Ludwig.

Hohenschwangau, den 28. August 1865."

Das Couvert mit dem Abdruck der Krone und dem Namen Ludwig trägt die Aufschrift: „Sr. Hochwohlgeboren Herrn Otto von Wesendonck."

Diesen Brief übersandte Wagner dem Freunde nebst folgendem Schreiben vom 29. August aus München:

„Mein lieber Wesendonck!

Sie haben mich durch Ihren schönen Brief sehr gerührt und erfreut. Meinen Dank sagt Ihnen heute ein Mächtigerer als ich; er weiß Alles, was Sie mir waren und immer bleiben werden. Es war mir ein schöner Trost, ihm das begreiflich machen zu können.

Seien Sie herzlichst gegrüßt! Ich bin noch sehr leidend. — Gänzliches Abschließen gegen die Welt und eifrigste Produktivität, der ich mich nun ausschließlich zuwende, können mich einzig von den tiefen Wunden heilen, an denen ich sieche.

Leben Sie wohl und grüßen Sie die liebe Frau herzlichst von

Ihrem treuergebenen

Richard Wagner."

Uebrigens muß bemerkt werden, daß sich des Königs Dank sowohl auf die Partitur des „Rheingold" wie der

„Walküre" bezieht, da ihm beide gleichzeitig übersandt wurden. Der „Siegfried" war bekanntlich damals noch unvollendet. Jene beiden Partituren sind von Wagner kalligraphisch schön, mit einer Goldfeder geschrieben, welche ihm Frau Wesendonck dazu geschenkt hatte. —

Wagner verließ München in Folge der dort gegen ihn gespielten Intriguen im December 1865 und reiste auf Rath der Aerzte nach Südfrankreich. In Marseille erreichte ihn die Nachricht von dem plötzlich am 25. Januar 1866 erfolgten Tode seiner Gattin Minna in Dresden, wo sie einem Herzschlage erlegen war. Sie wurde dort auf dem Annenkirchhofe beerdigt, wo der Meister ihr Grab mit einem schönen Marmorkreuze schmücken ließ.

Als die Aufführung der „Meistersinger" im Jahre 1868 in München zu erwarten stand, sandte Wagner von dort aus am 1. Juni, vermuthlich in Begleitung des Klavierauszuges dieser Oper, folgende Zeilen:

„Hier, werther Freund, ein Lebenszeichen von mir, und hoffentlich ein gutes und freundliches. Möge es als solches wenigstens auf dem „grünen Hügel" aufgenommen werden. Der alte treue Sachs soll sich gut anstellen, um die Erinnerung Ihnen angenehm zu erfrischen; keinen besseren Boten wüßte ich Ihnen zu senden, um Ihnen Kunde auch von mir, von meinem ernstlichen, klar erwägenden, herzlich erkenntlichen Angedenken an die Freunde, zu bringen. Nun richte er seine Botschaft gut aus.

Somit denn auch die Nachricht, daß ich mitten in der Arbeit bin, eine wirklich vortreffliche Aufführung von dem Werke zu Stande zu bringen; die Freude an dem vollen Gelingen stärkt mich jetzt in anregendster Weise. Bis spätestens am 21. Juni kann ich meinen Freunden die erste Aufführung in Aussicht stellen.

Ich selbst werde, einem in schwerer Zeit mir gethanem Gelübde gemäß, bei den Aufführungen selbst nicht zugegen sein, jedoch bis zur letzten Hauptprobe den Geist derselben angelegentlichst überwachen. Diesem Geiste würden Sie daher jedenfalls begegnen, wenn Sie sich zum Geburtstag meines, Ihnen einst so hülfsbedürftig empfohlenen und von Ihnen mit so treuer Ausdauer gepflegten, Werkes hierher aufmachen sollten. Im Uebrigen ist mein Weg der der vollsten Einsamkeit und Zurückgezogenheit, da Stille und Ruhe mein wichtigstes Lebensbedürfniß ist. —

Nun grüßen Sie mir Ihre verehrte Frau und Kinder bestens, und bleiben Sie mir gut, wie ich Ihrer stets dankbar und herzlich eingedenk bin, als

Ihr

treuergebener

Richard Wagner."

Vom 13. Juli desselben Jahres folgt ein Brief aus Triebschen, dem Landsitze bei Luzern (am Gestade des Vierwaldstätter-See's), welchen Wagner in den Jahren 1866—1872 bewohnte:

„Lieber Wesendonck!

Es hat mich sehr erfreut, zu erfahren, daß Sie meiner Aufforderung wirklich nachgekommen sind und mit großem Ernste sich dem Eindrucke zweier Aufführungen der „Meistersinger" hingegeben haben. Ich darf wohl, schon um der Vorzüglichkeit dieser Aufführungen wegen, hoffen, daß Sie wirklich einige Freude an der Sache hatten; unmöglich können Sie eine ähnlich gute und korrekte Aufführung eines so schwierigen Werkes je noch erlebt haben; denn — außer der von „Tristan und Isolde" vor drei Jahren — war diese die einzige, welche mir wirklich selbst Freude gemacht und Hoffnung für die Bildung eines wirklich deutschen Styles im Opernwesen gegeben

hat. Leider hat mich meine Betheiligung, namentlich wegen des unvermeidlichen Aergers über störende Elemente — auch diesmal wieder sehr angegriffen. Nach der ersten Aufführung, welcher ich, aus unabweislicher Sorge für die Sänger, zur heimlichen Ueberwachung gänzlich ungesehen beiwohnen wollte, reiste ich nach meinem abgeschiedenen Landsitz und bin seitdem fortwährend erkrankt geblieben. Doch denke ich wohl wieder zu genesen, und dann mich an die Vollendung der Nibelungenstücke zu machen, bei denen ich bisher dort stehen geblieben bin, wo ich sie vor nun zehn Jahren verließ. —

Ihre Theilnahme hat mich sehr gefreut, und ich bitte Sie dagegen, meiner steten treuesten und dankbarsten Erinnerungen an Ihre alte Freundschaft versichert sein zu wollen.

Mit herzlichem Gruß

Ihr ergebener

Richard Wagner."

Wagner's Absicht, der Aufführung der „Meistersinger" fern zu bleiben, wurde durch des Königs Wunsch, ihn in der Loge an seiner Seite zu sehen, vereitelt. Derselbe forderte ihn auch auf, am Schlusse des Werks von dort aus den Dank des Publikums entgegen zu nehmen. Die Münchener Zeitungen hatten Tags darauf nichts Eiligeres zu thun, als letztere Thatsache den Lesern als freche Unverschämtheit des Künstlers darzustellen.

Aus Triebschen, datirt vom 21. August 1869, kommt dann ein Schreiben Wagners in Begleitung einer Ausgabe der früheren Opern des Meisters in französischer Uebersetzung:

„Verehrter lieber Freund!

Es ist Zeit, daß ich Ihnen einmal wieder ein Lebenszeichen von Demjenigen gebe, in dessen Leben Sie sich zu steter dankbarer Erinnerung eingeschrieben haben.

Die nun ziemlich compakt gewordene Ausgabe meiner früheren Opern in französischer Uebersetzung, die ich Ihnen

hiermit zum freundlichen Andenken übersende, bietet mir hierzu eine recht schickliche Veranlassung. Wenn ich diesen nun noch die »cinque canti«*) hinzufüge, so geschieht dies namentlich, um einiges Lächeln auf dem grünen Hügel zu verbreiten.

Ich bin jetzt so glücklich gewesen, nach so langer und verwirrender Unterbrechung, die Vollendung der Nibelungenstücke wieder aufzunehmen und habe soeben wirklich den dritten Akt vom „Siegfried" fertig gemacht. Daß ich gerade hierzu die Fähigkeit in mir fand, hat mich mit großem Vertrauen in meine fernere Produktivität erfüllt und somit den Wunsch nach einem ruhigen Alter mir stetig eingegeben. Ich hoffe durch die Entschlüsse, die ich gefaßt habe, zur Erfüllung dieses Wunsches wirken zu können, jedenfalls gehört dazu gänzliches Fernhalten der Aufregungen und Aergernisse, welche mir bisher die Aufführungen meiner Werke bereiteten. Sollten Sie unser „Rheingold" — welches nun ziemlich gewiß Ende dieses Monates in München gegeben werden zu sollen scheint, sich anhören und ansehen wollen, so würden Sie mich nicht dabei antreffen. Trotzdem diese Aufführungen in ganz anderer Weise stattfinden werden, als ich bis vor einiger Zeit noch die Aussicht hatte, daß sie zum Vorschein kommen sollten, so konnte ich doch dem König von Bayern, dem ich im Uebrigen für meine künstlerische Lebensruhe so ungemein verpflichtet bin, es nicht verwehren, die Sachen sich vorführen zu lassen. Es geschieht dabei übrigens Alles nach meinen Anordnungen; die Sänger, Dirigenten, Maler und Maschinisten hatten Alle zu mir zu kommen und sich von mir anweisen zu lassen; nur persönlich an Ort und Stelle in alle die mir nun zu wohl bekannte, oft sehr ärgerliche Aufregung mich zu stürzen, habe ich mich auf das Bestimmteste geweigert. Sollten Sie demnach zum „Rhein-

*) Die gleichfalls übersetzten „Fünf Gedichte für eine Frauenstimme"; Dichtungen von Frau Mathilde Wesendonck.

gold“ sich einfinden wollen, so glaube ich, werden Sie im Ganzen etwas immerhin sehr Respektables erleben; nichts ist gespart worden, um allen meinen technischen Anforderungen nachzukommen; daß meine Sänger gerade keine Götter sind, werden Sie wahrscheinlich wahrnehmen, auch ohne daß ich Sie auf ihre Menschlichkeiten aufmerksam mache.

Mit der Bitte, Ihrer lieben verehrten Frau mich herzlichst zu empfehlen, verbleibe ich mit stets dankbarer und wahrhaft freundlicher Erinnerung

Ihr ergebener

Richard Wagner.“

In einem Briefe vom 5. Januar 1870 aus Triebschen findet sich von allgemeinem Interesse Folgendes:

— — „Gar Manches aus der Vergangenheit meines Lebens hat sich jetzt bei mir angesammelt, was achtungslos weithin zerstreut war. So besitze ich jetzt die recht guten Oelportraits meiner Mutter, meines Oheims und meines Stiefvaters: von dem Zweiten habe ich mühsam seine gedruckten Schriften, von dem Letzteren Briefe und ein sehr hübsches Lustspiel aufgetrieben. Aus meinem eigenen Leben hat sich viel Erinnerungsvolles aus frühester Zeit zusammengefunden. In unsäglich bewegten Zeiten gab es mir seit etwa vier Jahren einen trostreichen Anhalt, mein vollständiges Leben zu diktiren, wie ich es dereinst Demjenigen übermachen will, der — längere Zeit nach meinem Tode — meine Biographie abfassen soll, falls mich nicht die Größe und Widerwärtigkeit der laufenden Entstellungen meines Lebens schon früher bestimmen sollte, einem Berufenen zur Berichtigung einzelner Punkte das nöthige Material aus meinen Diktaten an die Hand zu geben. Um dieses Manuscript vor Untergang zu schützen, bin ich neuerdings auf den Gedanken gekommen, auf meine Kosten etwa ein halbes Dutzend Exemplare desselben

durch Druck herstellen zu lassen. Einen soeben erhaltenen ersten Probebogen hiervon stelle ich Ihnen hiermit zu, jedoch mit der herzlichen Bitte, hierin keine anmaßlichen Ansprüche an Ihre Theilnahme erblicken zu wollen.

Was sonst noch von Ihnen Erfreulichem in meinem Leben und Wirken vorkommen wird, wird Ihnen stets treulich von mir übermacht werden. Ich muß wünschen, es zu einem hohen Alter zu bringen, da meine Lebenspflichten sich unendlich gesteigert haben, und erst jetzt meine schmerzvollen Erfahrungen durch den Gewinn derjenigen Ruhe vergütet werden sollen, welcher ich endlich auch die Vollendung aller der Arbeiten hoffentlich verdanken werde, an welchen ich in meinem vergangenen Leben — fast mit einziger Ausnahme der Zeit, in welcher ich in Ihrer Nähe und unter dem Schutze Ihrer Freundschaft lebte — in trauriger Weise verhindert war.

Die „Götterdämmerung" ist begonnen: nach einiger Ruhe und Sammlung soll dann „Parzival" folgen, während manches Andere in mir sich hoffnungsvoll für ferneres Schaffen gestaltet. —

So seien Sie, Freunde auf dem grünen Hügel, herzlich auch für dieses neue Jahr begrüßt von

Ihrem ergebenen

Richard Wagner.

[Nachschrift]: Erkennen Sie die Feder, mit der ich auch diesen Brief schrieb? — Sie hält immer, und hat auch die „Meistersinger" gleichmäßig überstanden!"

Vom 4. Dezember folgt noch ein letzter Brief aus Triebschen, welcher in Begleitung einiger Schriften Wagner's eintraf:

„Hier, verehrter Freund, etwas ganz Neues aus der Wildniß. — „Ueber das Dirigiren" habe ich Ihnen nicht geschickt, weil das „Judenthum" Ihren Widerwillen erregt hatte, und ich fürchten mußte, auch bei jenen Auf-

sätzen Ihnen nicht ganz recht gethan zu haben. Aber Sie haben ein Recht, nur Angenehmes von mir zu erfahren, somit ist es meine Pflicht, behutsam zu sein.

„Vom „Siegfried“ wird wohl gegen Ostern der Klavierauszug erscheinen können. Mit der „Götterdämmerung“ denke ich nächstes Jahr fertig zu werden. Mein großes Werk noch genau nach meinem Willen ausgeführt zu sehen, bleibt meine einzige Absicht in meinem Weltverkehr. Ihres Antheils hieran halte ich mich für gewiß.

Hoffentlich geht es Ihnen und allem Leben auf dem „grünen Hügel“ wohl? Stets erfreut es mich, von Ihnen Gutes zu hören.

Mit der Bitte, mich Ihrer verehrten Frau bestens zu empfehlen, grüße ich Sie mit alter, dankbarer Ergebenheit!

Ihr

Richard Wagner.“

Die Familie Wesendonck verlegte ihren Wohnsitz im Jahre 1870 nach Dresden und später nach Berlin. Der Freundschaftsbund mit Wagner blieb ungetrübt. Frau Mathilde Wesendonck bestätigte das selbst in der „Allgemeinen Musik-Zeitung“ vom Januar 1896 folgendermaßen: „Nach seiner zweiten Verheirathung galt Wagner's erster Besuch mit der Gattin „Mariafeld“ bei Zürich (Wohnsitz der Familie Wille) und dem „grünen Hügel“ in der Enge. Zum letzteren brachte er auch die Kinder mit. Bei den Festspielen zu Bayreuth haben wir nie gefehlt. Daß wir bis zum Tode des Meisters in freundschaftlichem Verkehr mit ihm blieben, unterliegt keinem Zweifel.“

Im November 1896 starb Otto Wesendonck zu Berlin im Alter von 82 Jahren; er wurde auf seinem Familienbegräbniß zu Bonn am Rhein bestattet.

Wie in Bayreuth und im Hause Wahnfried seiner gedacht wird, zeigt der schöne Nachruf in den „Bayreuther Blättern", Dezember 1896 (abgedruckt, auch unter Beifügung vom Portrait des Verewigten, in der „Allgemeinen Musik-Zeitung" 1897 Nr. 1).

Ein ehrendes Gedächtniß bleibt in Allen, die den edlen Mann näher kannten, unvergänglich ihm bewahrt. Wir halten die Erinnerung fest, daß Richard Wagner ihm selbst einst geschrieben:

„Es ist mir wirklich, als ob ich in der Liebe, mit der ich diese Partie (die Gestalt des Pogner) auch musikalisch behandelte, einem Freunde ein Monument gesetzt habe!" —

Namen-Verzeichniß.

Buchdruckerei „Gutenberg", Charlottenburg, Berlinerstr. 102.